

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedöhl.

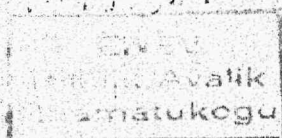
43. Jahrgang. Heft 3. März 1901.

51. Band.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und der Expedition der Balt.
Monatschrift entgegengenommen.

Alleinige Inseraten-Aannahme: Adolf Richter, Riga, gr. Neustr. 28.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Riga.

Verlag der Baltischen Monatschrift.

Große Jakobstraße Nr. 30.

Ausgegeben am 1. März 1901.

Briefe und Beiträge sind zu richten an die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“ in Riga, große Jakobstraße 30, oder an den Herrn K. v. Stern in Jurjew (Dorpat) Quappenstraße 2.

Inhalt.

	Seite.
Volkswirthschaftliche Studien aus Rußland. Von Alex. Tobien	161
Briefe aus Sibirien. Von R. Neumann	177
Bilder aus Altlivland. Aus den Aufzeichnungen eines livländischen Hofmeisters vom Ende des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von H. D.	201
Litterärisches. (Harnack, Das Wesen des Christenthums. — Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. — Tantscher, Nietzsche und die Neu-Romantik. — Sängler, John Ruskin. — Ellen Key, Essays. — Bode, Göthes Lebenskunst. — Löwe, Kalewipoeg. — Grotthuß, Gottfuchers Wanderlieder. — Tscheschoff, Ein bekannter Herr. — Annunzio, Feuer. — Wilbrandt, Feuerblumen. — Wiebig, Das tägliche Brod. — Hauptmann, Michael Kramer). Von Ernst Kälpe und Prof. L. v. Schröder	215
Baltische Chronik, 8. Oktober bis 1. November 1899. Redigirt von K. v. Stern.	

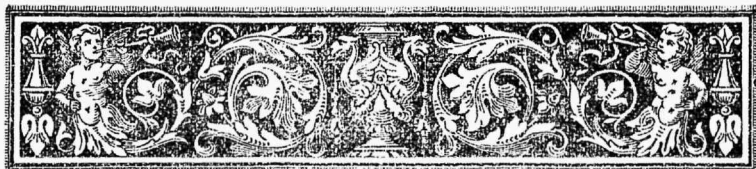
Nachdruck verboten.

Herausgeber und Redakteur: A. v. Tiedöhl. Mitherausgeber: K. v. Stern.

Für die Redaktion mitverantwortlich: K. v. Stern und N. Carlberg.

Дозволено цензурою. Рига, 27 Февраля 1900 г.

Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.



Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland¹⁾.

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Seitdem der Freiherr August von Haythausen, der bekannte Entdecker des russischen Gemeindebesizes²⁾, vor etwa 50 Jahren Westeuropa Wunderdinge von den inneren Zuständen Rußlands berichtet hat, sind deutsche, englische und französische Gelehrte beflissen gewesen die Eigenart Rußlands und der Russen zu enthüllen. Der Wunsch zu erfahren, wie es eigentlich mit dem Zarenreich bestellt sei, ist in neuester Zeit in demselben Maße zur Wißbegier geworden, als die Anschauung um sich greift, daß Rußland ebenso wie die vereinigten Staaten und England mit allen Mitteln imperialistische Politik treibe, d. h. mit seiner See- und Landmacht, wie nicht minder mit seinen wirtschaftlichen Kräften kleinere Staaten politisch und wirtschaftlich zu überwältigen trachte, um ein in sich geschlossenes Weltreich zu werden³⁾. Und wie weit Rußland sein Heer und seine Flotte ausgebildet, seine ökonomischen Machtmittel gesteigert habe, das zu erfahren erscheint Amerikanern, Franzosen, Engländern und Deutschen von höchster Wichtigkeit. Zumal Deutschland ist besonders daran gelegen, möglichst genaue Kenntniß von der wirtschaftlichen Wehrkraft Rußlands zu besitzen, weil im Jahre

¹⁾ Schulze-Gävernig, Prof. Dr. Gerhart von, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland. Leipzig. Duncker und Humblot. 1899. 8^o S. 618. 12 M. 60 Pf.

²⁾ Aug. Freiherr von Haythausen, Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Hannover 1847. 2 Bände.

³⁾ Gustav Schmöller, Die Wandlungen in der europäischen Handelspolitik des 19. Jahrhunderts. Im Jahrb. für Gesetzgeb., Verwaltung und Volkswirtschaft. im deutschen Reich, 24. Jahrg. 1900 S. 373 ff.

1903 der russisch-deutsche Handelsvertrag abläuft und sich daher ein scharfer Kampf auf handelspolitischem Gebiet voraussehen läßt. Seit etwa 3 Jahren ist ein gewaltiges litterarisches Rüstzeug auf beiden Seiten zusammengetragen worden, das die Produktivkräfte Deutschlands und Rußlands in möglichst günstigem Lichte darzustellen sucht¹⁾. Unter den vielen offiziellen, offiziosen und privaten Arbeiten dieser Art, erregt das Buch des Professors Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz „Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland“ unser Interesse in hohem Grade, weil es der Entwicklung des Zarenreiches ein Zeugniß ausstellt, das günstiger kaum in einem offiziellen Elaborat des russischen Finanzministeriums zu finden wäre.

Aus der Einleitung erfahren wir, daß der Verfasser nicht nur volkswirtschaftliche Studien an der Universität Moskau getrieben, sondern auch „durch Verkehr in den verschiedensten, ja entgegengesetztesten Kreisen Strömungen und Stimmungen“ kennen zu lernen gesucht und Reisen in die verschiedensten Gegenden des Reichs unternommen habe. Das umfangreiche, 618 Seiten umfassende Werk zerfällt in 6 Kapitel, von denen eines („die Slawophilen und die Panlawisten“) das politische Gebiet berührt, während die übrigen den älteren Merkantilismus (die Periode der gutherrlichen und der sogenannten „Possessionsfabriken“), die Baumwollindustrie, die Handelspolitik der 80-er Jahre, die Agrarzustände und die Währungsreform behandelt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier dem Gange der vielfach spannenden Untersuchung Schritt für Schritt zu folgen. Wir übergehen die Einzelheiten und halten uns an den rothen Faden, der, in der Einleitung angedeutet, das ganze Buch durchzieht.

¹⁾ Aus der großen Zahl der Publikationen dieser Art heben wir die neuesten offiziellen Schriften hervor. Veröffentlichungen des russischen Finanzministeriums: N. N. B l a u , Das handel- und gewerbtreibende Rußland. Petersburg 1899 (russ.); W. S. K o w a l e w s k i , Rußland am Ende des 19. Jahrhunderts. Petersburg 1900 (russ.). — Offizielle Publikationen Deutschlands: E r n s t v o n H a l l e , Das deutsche Reich und seine Bewohner am Ende des 19. Jahrhunderts. (In dem zur Pariser Weltausstellung 1900 herausg. amtlichen Katalog des deutschen Reichs). „Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts“, veröffentlicht vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Berlin 1900.

„Unabhängig von dem Willen der Menschen“, sagt der Verfasser in der Einleitung, „unabhängig von dem Willen der Litteraten, wie der Staatsmänner, vollzieht sich langsam die Europäisierung Rußlands, welche wichtiger ist als alles, was in den oberen Schichten vor sich geht: in der breiten Tiefe des Volkes entwickelt sich der psychologische Typus des Europäers und zwar deshalb, weil er für die Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse sich als vortheilhafter erweist.“ Und in dem Abschnitt „Neuere Weltmachtspolitik“ des III. Kapitels („die Slavophilen und die Panlawisten“) heißt es (S. 237): „diese Anlehnung an den Westen ist um so unentbehrlicher, als die wirtschaftlichen Machtmittel Rußlands der Größe seines Gebiets und der Weite seiner Ziele keineswegs entsprechen. Aus finanzpolitischen Gründen schwerwiegendster Art erstrebt heute Rußland Sicherung und Erweiterung seiner Absatzmärkte für Rohstoffe, Halbfabrikate und Nahrungsmittel, damit Handelsverträge; es bedarf ferner der Herbeiziehung europäischen Kapitals, damit der Valutaregulierung. Seine ganze innere Politik hat einen europafreundlichen und maßvoll fortschrittlichen Charakter angenommen.“

Der Begründung dieser Sätze dient die Untersuchung der Handelspolitik, der Agrarzustände und der Währungsreform Rußlands. Obwohl der Verfasser eine Kenntniß der russischen Litteratur über die von ihm behandelten Gebiete besitzt, wie sie in gleichem Maße kaum einem anderen Gelehrten Deutschlands zur Seite stände und wenngleich er seine litterarischen Forschungen durch praktische Studien zu ergänzen bestrebt gewesen ist, die Ergebnisse seiner Untersuchungen mithin in Westeuropa vielfach als unanfechtbar gelten werden, vermögen wir uns doch nicht der Ueberzeugung zu verschließen, daß ein merkwürdiger Optimismus den Verfasser beseelt und seiner Darstellung den Stempel flagranten Snobjektivität aufgedrückt hat. Dieser Ueberzeugung können wir in dem Folgenden nur unvollkommen Ausdruck geben, da wir unserer kritischen Betrachtung aus leicht begreiflichen Gründen nicht diejenige Ausdehnung geben dürfen, die die Bedeutung der „Volkswirtschaftlichen Studien“ im Grunde erheischt. Wir müßten anderenfalls darauf verzichten unsere Ausführungen in der „Balt. Monatschrift“ veröffentlicht zu sehen und doch glauben wir, daß

gerade diese Zeitschrift das Buch des Prof. v. Sch. nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

In dem der Handelspolitik gewidmeten Kapitel wird der Siegeslauf der Schutzzöllner geschildert, der in den 70-er Jahren begann, das freihändlerische Zeitalter Alexanders II. über den Haufen warf und in dem Zolltarif vom Jahre 1891 seinen Höhepunkt erreichte. Dieser Tarif, der nothwendige Waaren nahezu von der Einfuhr ausschloß, stand ohne Gleichen in Europa da und übertraf selbst das, was Amerika auf dem Gebiet schutzzöllnerischer Maßnahmen zu Wege gebracht hatte. Von einem Pud Eisen wurden in Rußland 60 bis 100 Kop. in Gold erhoben, während in Frankreich der Zoll 14,3 bis 26,6 Kop., in Deutschland 7,6 bis 12,7 Kop. betrug. Eisen und Stahlerzeugnisse belastete Rußland mit 170 bis 270 Kop. pro Pud, Frankreich bloß mit 26,6 bis 53,3 Kop., Deutschland mit 30,4 Kop.¹⁾ Der deutsch-russische Handelsvertrag ermäßigte zwar etwas die Zollsätze, aber immerhin beträgt der russische Eisenzoll heute noch etwa 100% vom Werthe, der Zoll auf fertige Gewebe 120 bis 150% und der auf Druckpapier gar 200%. Nur der Maschinenzoll und der Zoll auf Eisenwaaren ist auf 30 bis 40% gesunken²⁾. Entsprech auch die seit den 70-er Jahren beliebte Zollpolitik Rußlands den in jener Zeit fast überall in Europa zur Herrschaft gelangten schutzzöllnerischen Tendenzen, so bedeuteten doch die weiteren Zollerhöhungen von 1885 und 1891 nichts anderes, als einen Sieg der unter dem Regime Alexanders III. zur Herrschaft gelangten extremen Nationalisten und Absolutisten, die Rußland der übrigen Welt so zu entrücken trachten, daß die Entwicklung Westeuropas dem in sich abgeschlossenen Zarenreich so fern bliebe, „als wenn sie sich auf dem Monde vollzöge“³⁾. Wie stimmen nun diese Thatfachen mit der Anschauung des Prof. v. Sch., daß Rußland Anlehnung an den Westen suche? Zwar schildert er eingehend den Siegeszug der russischen Nationalisten und Absolutisten, die im Verein mit den Moskauer Industriellen gegen die

1) M. A. Zsajeff, Zur Politik des Russischen Finanzministeriums seit Mitte der achtziger Jahre. Stuttgart 1898. S. 11.

2) Dr. Karl Ballod, Die deutsch-russischen Handelsbeziehungen. In den Beiträgen zur neuesten Handelspolitik Deutschlands Band LXXXX der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig 1900.

3) Ballod: a. a. O. S. 278.

Uebersahl mehr oder minder freihändlerischer Interessen zu Felde zogen und den Kampf gewannen. Allein wie uneuropäisch im Grunde dieser Sieg war, das betont der Verfasser nicht. „Unabsehbar dehnte sich die Schlachtreihe“ derjenigen aus, die sich gegen die Absolutisten und Moskowiter verbanden; „Adel und Bauern, also 85% der Nation“ umfaßte die Heerschaar, die sich gegen die Hochschuß-Zöllner wappnete, „ihre Vorhut bildeten die auf fremde Halbfabrikate angewiesenen Industrien der westlichen Grenzprovinzen“. Und die Niederlage der „unabsehbaren Schlachtreihe“, wie kam denn die zu Wege? Prof. v. Sch. sagt es selbst. „Die kleine, aber im Besitz der heutigen Kriegstechnik befindliche Schaar, der vor allem dasjenige Mittel zu Gebote stand, dem gegenüber nach einem griechischen Wort keine Festung Stand hält, das Geld, sie wandte in dem Kampfe, welcher sich entsprechend den russischen Verhältnissen hinter den Kulissen der Staatsverwaltung abspielte, nicht immer die lautersten Mittel an“, aber „bewundernswert waren die Energie und Taktik, mit der sie den Kampf führte“ dennoch (S. 250). Es scheint, als ob Prof. v. Sch., der als Schüler Brentanos in erster Linie ein warmes Herz für Gewerbetreibende hat, sich des Sieges der industriellen Minderzahl über die agrarische Majorität wahrhaft freut.

Ist nun die rigorose Behandlung von $\frac{7}{8}$ der Gesamtbevölkerung eines Staates zu Gunsten einer kleinen, wenn auch volkswirtschaftlich wichtigen Gruppe etwa europäisch? Die schweren Schäden, die der ackerbautreibenden Masse des russischen Volkes durch die exorbitante Begünstigung der Industrie zugefügt worden sind, berührt der Verfasser nur ganz kurz (S. 278 ff. und 350 ff.) und mißt den Zollherabsetzungen für landwirtschaftliche Werkzeuge und Maschinen, die im deutsch-russischen Handelsvertrage vorgesehen wurde, eine zu große Bedeutung bei. Selbst die seit dem 2. Sept. 1898 eingetretene weitere Ermäßigung, ja Aufhebung des Zolles auf landwirtschaftliche Maschinen schafft der Agrarwirtschaft thatsächlich keine wesentliche Erleichterung, da diese Zugeständnisse Maschinen betreffen, die sehr kompliziert sind und daher selten gebraucht werden¹⁾. Von kaum größerem Gewinn für die Landwirtschaftspflege ist die Befreiung einiger künstlicher Düngemittel

¹⁾ Baltische Wochenschrift für Landwirtschaft, Gewerbfleiß und Handel 1898 Nr. 23. S. 268.

von der Zollzahlung, die das Gesetz vom 25. Mai 1898 konzedierte, denn die wichtigsten Düngemittel ausländischer Provenienz, Superphosphate und Thomasschlacke, müssen nach wie vor relativ hohe Zölle tragen. Der langdauernde Kampf zwischen den Agrariern und den Industriellen ist eben auch hier wieder zu Gunsten der gewerbtreibenden Minderzahl entschieden worden. In welchem Staate europäischer Struktur wäre die Bevorzugung einer Produzentenklasse auf Kosten einer anderen in dem Grade möglich, wie es in Rußland geschehen ist? Und während sich im Moskauer Rayon einerseits, in Neurußland andererseits das Fabrikwesen „vom scharfen Luftzuge der Konkurrenz veranlaßt“ „üppig und treibhausmäßig“ entfaltet (v. Sch. S. 60), während die industriellen Gewinne in „Folge des außerordentlich hochgespannten Zollschutzes“ eine Steigerung erfahren, „welche wahrscheinlich in keinem Lande der Welt die gleiche Höhe wie in Rußland erreicht“ (v. Sch. S. 273), verkümmert das zwischen diesen beiden Industriezweigen liegende Schwarzerdegebiet, die einstige Kornkammer Rußlands, immer mehr und mehr. Die einseitige Richtung der Finanzpolitik, ausschließlich um die rasche Entwicklung der Industrie besorgt, schenkt den Bedürfnissen der Landwirthschaft nur geringe Aufmerksamkeit, läßt den Ackerbau ohne nachhaltige Hilfe im Kampfe gegen die billigen Kornpreise und vertheuert im Gegentheil die Produktionsmittel der ländlichen Bevölkerung, indem sie die hohen Zölle auf Eisen, Gußeisen und Maschinen aufrecht erhält¹⁾. Mit dem Massenelend der Bauern und der Armuth der verschuldeten Großgrundbesitzer beschäftigt sich zwar Prof. v. Sch. in seinem Kapitel „Agraria“ eingehend, allein lediglich um auch hier die Führung des Beweises zu versuchen, daß selbst die landwirtschaftliche Bevölkerung sich auf dem Wege „der kapitalistischen Entwicklung“ befände, d. h. der „Europäisirung“ zustrebe. Wie es nicht anders erwartet werden durfte, ist auch Prof. v. Sch. ein ausgesprochener Gegner des russischen Gemeindebesitzes, jener merkwürdigen Zwangsorganisation, die zur Zeit Peter des Großen und Katharinas II. lediglich zu fiskalischen Zwecken geschaffen wurde, aber fälschlich in Rußland lange Zeit als uralte russische Institution galt. Ueber

¹⁾ R. Solowin, Rußlands Finanzpolitik und die Aufgaben der Zukunft. Aus dem Russischen von M. Kolossowski. Leipzig, Otto Wigand 1900. S. 5.

die Schäden der Feldgemeinschaft hatte kurz bevor das Buch des Prof. v. Sch. erschien, ein junger Russe Wladimir Simkhowitsch, der zwar im festen Glauben an die Vortrefflichkeit dieser Einrichtung aufgewachsen war, aber zu durchaus entgegengesetzter Anschauung gelangt ist, das deutsch lesende Publikum eingehend unterrichtet¹⁾. Das von Prof. v. Sch. in seinem Kapitel „Agraria“ über dieses Thema Vorgebrachte war daher meist bekannt, womit indeß nicht gesagt sein soll, daß nicht auch Neues in den Darlegungen des Verfassers über die unheilvolle Wirkung des „Mir“ geboten werde. Zu dem Neuen, das uns in den „Agrariis“ entgegentritt, ist vor allem die Behauptung zu rechnen, daß der Dorfwucherer, „Kulak“ geheißen, unter die „Erscheinungsformen des wirtschaftlichen Fortschrittes“ zu zählen und die Entwicklung dieser Klasse als Beweis der sozialen Differenzierung innerhalb der ländlichen Gesellschaft freudig zu begrüßen sei (S. 368). Die dem Verfasser bekannten Beispiele, die Simkhowitsch von den Wucherkniffen anführt²⁾, sollten doch Prof. v. Sch. darüber belehrt haben, daß der Wohlstand der „Kulaki“ weniger das Ergebnis eigener Produktivität, als vielmehr das leicht erreichte Resultat gewinnjüchtiger Ausbeutung der verarmten Bauernschaften ist³⁾. Das Streben, überall das Vordringen der Geldwirtschaft, d. h. die fortschreitende Europäisierung nachzuweisen, führt den Verfasser dazu, selbst in dem Kulak den Träger der Zivilisation zu erblicken. Wenn Gelddarleiher, die den Bauern Vorschüsse zu 18% gewähren, als Wohlthäter verehrt werden und der „gewöhnliche“ Zinsfuß im Gouvernement Moskau 30% beträgt (S. 369), so dürfen doch hierin nicht die Merkmale eines wirtschaftlichen Fortschrittes erblickt werden. Diese Thatsachen bezeugen nichts anderes, als daß die Geldwirtschaft noch lange nicht in die weiten Kreise des Landvolks gedrungen ist und die heutige Entwicklungsstufe der Landbauern noch keineswegs das Gedeihen der Industrie und der Finanzen sichert. Daß die altüberlieferte Naturalwirtschaft „durch einen

¹⁾ Wladimir Gr. Simkhowitsch, Die Feldgemeinschaft in Rußland, Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1898.

²⁾ a. a. D. S. 390 ff.

³⁾ Siehe auch Golowin, a. a. D. S. 109 und Dr. Karl Walld's Rezension der „Volkswirtschaftlichen Studien“ von Prof. v. Schulze-Gävernitz in Schmollers Jahrbuch, 24. Jahrg. 4 Heft. 1900. S. 405.

Agrarprodukte verkaufenden, die Handelsbilanz verbessernden, Industrieprodukte kaufenden Landbau“ verdrängt werde (S. 308), ist gewiß das Ziel der heutigen staatlichen Wirtschaftspolitik und die „Durchführung, wie die Vertheidigung der Goldwährung“ beruht allerdings vornehmlich auf den Fortschritten der Geldwirtschaft im Landvolk, allein was ist denn thatsächlich bisher geschehen, um diese Grundlage der Industrie, der Handels- und Zahlungsbilanz zu dem zu machen, was sie sein soll?

Die Anschauung, daß der Gemeindebesitz das wesentlichste Hemmiß der rationellen Landwirtschaft bilde, wird von den maßgebendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten getheilt und dennoch ist die Agrargesetzgebung bei den legislatorischen Akten vom 8. Juni und 14. Dezember 1893 stehen geblieben, deren Tendenzen durchaus im Widerspruch mit einander stehen. Das erste Gesetz sucht die Schäden der Feldgemeinschaft dadurch zu heben, daß es den Uebergang zum Hofbesitz als die für die Zukunft erwünschte Grundbesitzform begünstigt. Das zweite Gesetz verbietet dagegen die einzige bis dahin gegebene Möglichkeit aus der Feldgemeinschaft herauszukommen, indem es bestimmt, daß die vorterminliche separate Ablösung und die Ausscheidung der bäuerlichen Landtheile aus dem Gemeindebesitz nur mit Genehmigung des „Mir“ erfolgen dürfe. Hierdurch werden die Bauern nach wie vor in der Allgewalt der Gemeinde (Mir) erhalten¹⁾. Auch Prof. v. Sch. verurtheilt freilich das Gesetz vom 14. Dezember 1893, dessen Zustandekommen er wohl nicht mit Unrecht dem Siege der „volksthümlichen“, der Erhaltung des Gemeindebesitzes freundlichen Agrarpolitik zuschreibt. Allein er tröstet sich rasch in der Zuversicht auf die Einsicht der Staatsregierung. „Noch heute“, sagt er schwungvoll (S. 378), „hängen die phantastischen Wolkengebilde der volksthümlichen Nationalökonomie in den Niederungen der Provinz. Ein Glück für Rußland dagegen: die [offenbar die Nationalökonomie] der Zentralregierung erhebt sich über das Rebelmeer und ragt in das Licht einer realistischen, darum nicht ausschließlich europäischen Wissenschaft“. Und auch die Praxis der russischen Gesetzgeber verbürge Gutes, denn „Rußland unterscheidet sich von manchen

¹⁾ Симко в итсч, а. а. Д. С. 379 ff. Der selbe, Art. „Mir“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 5. Band, 2. Auflage. Jena 1900. S. 798 ff.

parlamentarischen Staaten Westeuropas zu seinem Vortheil durch die umständliche Art, in der die Gesetzgebungsmaschine arbeitet und die Entwürfe Jahre lang gesiebt werden“ (S. 378). So steht denn der Glaube des hoffnungsfreudigen Gelehrten fest, daß nicht nur „Triebkräfte des Fortschritts“ vielfach nachweisbar sind, sondern auch die „Erscheinungsformen des wirtschaftlichen Fortschrittes“ auf agrarischem Gebiet klar zu Tage treten. Wer die Sachlage anders beurtheilt, hegt nach des Verfassers Ausspruch einen tendenziösen Pessimismus, und die volkswirtschaftliche Litteratur Rußlands, die das Bild der russischen Agrarverhältnisse düster malt, bringt lediglich „eine schwächliche politische oder sozialpolitische Opposition“ zum Ausdruck (S. 344). Das unverhüllt bekundete Streben des Verfassers die Lichtseiten der ökonomischen Entwicklung des russischen Reichs in den Vordergrund zu stellen, findet keinenfalls in den gelehrten Kreisen Rußlands ungetheilten Beifall. Der Verfasser wird freilich hierüber leicht hinwegkommen, denn er zählt ja die russischen Volkswirthe, die nicht so denken wie er, schlechtweg der „politischen oder sozialpolitischen Opposition“ bei. Auf die Gefahr hin vom Prof. v. Sch. auch zu diesen Oppositionellen gerechnet zu werden, erlaube ich mir dennoch an der Hand russischer Autoren, die freilich gleich mir in den Augen des Verfassers als Pessimisten gelten mögen, auf Folgendes hinzuweisen. Daß die neueste agrare Gesetzgebung unzureichend sei, hat der Verfasser selbst zugegeben. Mit gleichem Scharfblick hat er erkannt, daß wichtiger als die Einengung des Gemeindebesitzes und „vorbereitend für alles Andere“ die Aufhebung der Solidarhaft des Gemeindeverbandes für Steuern und Ablösungszahlungen sei (S. 380). Wiewohl nun durch eine, im Auftrage des Finanzministers von Witte angestellte genaue Untersuchung erwiesen wurde¹⁾, daß in der That die solidarische Verhaftung der Bauer-
gemeindeglieder für die volle Entrichtung der Steuern den Wohlstand der Bauern, wo er noch vorhanden, vernichte, besteht diese im Interesse des Fiskus in der Bauerverordnung vom 19. Februar 1861 getroffene steuerrechtliche Bestimmung noch heute, und dem Finanzministerium ist es nicht gelungen auf diesem Gebiet wesentliche Reformen zu Wege zu bringen. Das Gesetz vom 23. Juni

¹⁾ Nikolai Brjchewski, Steuerrückstände und Solidarhaft der Bauergemeinden. St. Petersburg 1897 (russ.).

1899 verfolgt zwar den Zweck dem Bauernstande die Erlegung der staatlichen Steuern und die Entrichtung der Loskaufzahlungen zu erleichtern, beseitigt aber nicht die solidarische Haft und beschränkt sich im Grunde darauf, die Steuerbeitreibung aus den ungeschickten Händen der Polizei¹⁾, in die vielleicht etwas geschickteren der Kameralhöfe und Steuerinspektoren zu verlegen²⁾. Weiter. Um allgemeinen Nothständen wirksam und nachhaltig zu begegnen, würde ein Staat, der in Wahrheit „einen machtvoll fortschrittlichen Charakter angenommen“ hat, sich der Mithilfe der Selbstverwaltungskörper bedienen und diese zur erhöhten Thätigkeit anspornen. Das hierzu geeignetste, weil umfassendste Organ der Selbstverwaltung Rußlands ist die Landschaft (Semstwo), und wenn sich gegen deren Verhalten auch Manches einwenden läßt, so steht doch fest, daß sie zur Beseitigung der wirtschaftlichen Mißstände sehr viel beitragen kann, falls ihre Selbständigkeit gewahrt bliebe³⁾. Thatsächlich hat sich denn auch die russische Landschaft in früherer Zeit, da ihrer Selbstthätigkeit ein weit freieres Feld gesichert war, redlich bemüht an dem Ausbau ihrer Organisation und an der Lösung wirtschaftlicher Zeitfragen mitzuarbeiten, allein es wäre irrig vorauszusetzen, daß die Regierungsgorgane, namentlich die Gouverneure, sie in ihrem Streben unterstützt und weise geleitet hätten. Der bekannte russische Nationalökonom Professor Karyschew⁴⁾, hat in einer sehr belehrenden Studie nicht weniger als 2623 Gesuche der russischen Landschaften aus den Jahren 1865—1884 auf ihren Inhalt und ihr Schicksal hin untersucht⁵⁾ und ist dabei zu dem betrübenden Resultat gelangt, daß mehr als die Hälfte aller 2623 an die Staatsregierung gerichteten Gesuche nicht zum Ziele geführt haben, wiewohl die Mehrzahl dieser unberücksichtigt gebliebenen

1) Vgl. hierüber B r s c h e s k i, S. 190 ff.

2) Instruktion des Finanzministers vom 4. Dezember 1899 im „Anzeiger der administrativen Verfügungen des Finanzministeriums“ (russ.) 1899 Nr. 52 und 1900 Nr. 1; vgl. auch „Westnik Finansow“ („Finanzbote“) 1900 Nr. 31. S. 220 ff.

3) „Die Frage der Volksverpflegung 1897—1898“, Publikation der Kaiserl. freien ökonomischen Gesellschaft. St. Petersburg 1898. S. 254 ff. (russ.).

4) Vor einigen Jahren an der Universität Jurjew (ehemals Dorpat) thätig.

5) N i k o l a i K a r y s c h e w, Landschaftliche Wünsche 1865—1884. Moskau 1900 (russ.).

Wünsche prinzipiell wichtige und ernste Dinge betrafen¹⁾. In neuerer Zeit ist die Mitarbeit der russischen Landschaften an der Lösung wirtschaftlicher Probleme sehr erheblich eingeengt worden. Das Gesetz vom 8. Juni 1893²⁾ übertrug den Kreislandschaftsämtern die Durchführung einer neuen Schätzung der ländlichen Immobilien zum Zweck einer besseren Umlage der Landschaftssteuern. Das Gesetz vom 18. Januar 1899³⁾ entzieht dagegen der Landschaft diese Aufgabe, angeblich weil die Schätzung in zu langsamem Tempo vorschreite, und organisiert die Bonitierung bürokratisch. Aber auch hiermit waren die Gegner der landschaftlichen Selbständigkeit nicht zufrieden. In ihren Augen wuchsen die Ausgaben der Semstwo zu rasch, in 15 Jahren von 43 Millionen auf 85 Millionen d. h. um 100%, und daher erschien eine Begrenzung der Landschaftssteuern notwendig. Das Gesetz vom 12. Juni 1900 setzt mechanisch fest, daß die jährliche Zunahme der Steuerlast nur 30%, d. h. ebensoviel betragen dürfe, wie in den früheren Perioden landschaftlicher Thätigkeit, und verschärft die staatliche Kontrolle über die Finanzwirtschaft der Selbstverwaltungskörper wesentlich⁴⁾. So ist denn heute das hauptsächlichste Thätigkeitsgebiet der Landschaften bürokratisch, und wenn das Finanzministerium dieses Vorgehen unter Anderem durch den Hinweis motivirt, daß auch in Preußen den Kommunalsteuern eine obere Grenze gesetzt sei⁵⁾, und Regierungsorganen ein positives Eingreifen in die Gestaltung des Steuerwesens der Gemeinden gesetzlich zusteht, so ist hiergegen einzuwenden, daß diese Vorschrift in Preußen große Bedenken erregt, weil sie in die Autonomie der Gemeinde eingreift und, wie der frühere preußische Minister L. Herrfurth sich ausdrückt⁶⁾ „bürokratischem Uebereifer eine willkommene Handhabe bietet, die eigene Weisheit leuchten zu lassen“. Gegen die Ueberweisheit preussischer Beamten schützt die Sicherheit

1) Карышев, a. a. D. S. 269.

2) Separat erschienen.

3) Sammlung der Gesetze und Verordnungen der Staatsregierung 1899 Nr. 32 (russ.).

4) Genaues im „Finanzboten“ 1900 Nr. 31. S. 220 ff. (russ.).

5) „Finanzbote“ a. a. D. S. 15.

6) L. Herrfurth, „Kommunalabgaben“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften 2. Auflage. 5. Band. 1900. S. 285.

freier Meinungsäußerung in der Presse und im Parlament. Was schützt aber gegen den Uebereifer russischer Bürokraten? Die wohlbegründete Erkenntniß dessen, daß es gegen die zu weitgehenden Eingriffe der russischen Aufsichtsbehörden kein wirksames Mittel der Abwehr giebt, wird die im Reichsrath 1890 zum Ausdruck gebrachte Befürchtung: bei weiteren Restriktionen der landschaftlichen Autonomie würden alle kenntnißreichen, aus Liebe zur Sache und nicht wegen materiellen Vortheils der Semstwo dienenden Männer der Selbstverwaltung den Rücken kehren¹⁾, voll rechtfertigen. Und werden noch die Ausgaben der Landschaften normirt, was im Prinzip bereits beschlossen sein soll, wie die Zeitung „Nowoje Wremja“ zu berichten weiß²⁾, dann wären in der That die Kompetenzen der Semstwo gleich Null³⁾.

Verzichtet nun die widerspruchsvolle neuere Agrargesetzgebung darauf, dem Gemeindebesitz energisch zu Leibe zu gehen und den „Mir“, das klar zu Tage liegende Hemmniß jeglichen Fortschrittes der landwirtschaftlichen Technik, zu beseitigen, wird die unheilvolle solidarische Haftbarkeit der Gemeinden immer noch konservirt, sind die Landschaften zur absoluten Passivität verurtheilt, wie soll da der Landbau der Träger des Kapitalismus werden, wie „sich in der breiten Tiefe des Volkes“ das zu 85% von der Landwirthschaft lebt, „der psychologische Typus des Europäers entwickeln“? Die Antwort hierauf bleibt uns das Buch des Prof. v. Sch. schuldig. Geblendet von den augenblicklichen Erfolgen der russischen Finanzpolitik, überrascht durch die große Zahl der feuerprühenden Hochöfen und ragenden Schornsteine, glaubt der deutsche Professor: Rußland schreite eilenden Schrittes der Europäisirung entgegen. Hören wir dagegen einen Vollblut-Russen und anerkannten Nationalökonom, den freilich Prof. v. Sch. zu den Pessimisten und Oppositionellen rechnen wird, während er in Rußland als Konservativer gilt⁴⁾. K. S o l o w i n: äußert sich folgendermaßen: „In erster

1) W. D. K u s m i n - K a r a w a j e w, Die Normirung der landschaftlichen Ausgaben und Steuern. St. Petersburg 1900. S. 52 (russ.).

2) „Düna-Zeitung“ vom 4. Januar 1901. „Russische Presse“.

3) K u s m i n - K a r a w a j e w, a. a. O. S. 61.

4) Es sei hier auch auf das Werk verwiesen: „Die Volkswirtschaft in Rußland nach der Bauern-Emancipation“ von N i k o l a i - o n, autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Dr. Georg Polonsky. Verlag von Hermann

Reihe muß man die Ziffern, welche unseren ökonomischen Wohlstand so schön ausmalen, mit großer Vorsicht aufnehmen. Das Wachstum der Staatseinkünfte tritt viel stärker in jenen Posten des Budgets zu Tage, in welchen die Resultate der Staatswirtschaft im engeren Sinn ausgedrückt werden — in den Einnahmen von den Staatswäldern und Eisenbahnlinien — als in dem Einlauf der Steuern . . . Die direkten Steuern schließen alljährlich, trotz aller Anstrengungen sie aus der Bevölkerung herauszupressen, mit einem Defizit ab. Die glänzende Fassade unserer wirtschaftlichen Lage hat somit einen sehr unansehnlichen Hinterhof. Einerseits die unzweifelhaften Zeichen der Entwicklung — das rasche Wachstum der Staatseinkünfte, die Belebung der bearbeitenden Industrie, die Erweiterung der Eisenbahnnetz, sowie die Erweiterung der Umsätze im Außenhandel; andererseits der Rückgang der Ernte im Zentrum des Landes und gerade in den fruchtbarsten Gebieten und zu gleicher Zeit die offenbaren Zeichen der wachsenden Verarmung der beiden Ackerbauklassen: die zunehmende Rückständigkeit der Bauern und die Verschuldung der privaten Bodenbesitzer, die forschreitende Vermehrung des ländlichen Proletariats, der Stillstand des inneren Handels und endlich als das Resultat alles dessen — der Stillstand im Wachstum der Bevölkerung des russischen Zentrums. „Wie sollen nun diese scheinbar sich widersprechenden Erscheinungen in Uebereinstimmung gebracht werden?“ fragt Golowin und fährt (S. 122) dann fort: „Wir werden den Werth der Ziffern, welche das Wachstum unseres Reichthums beweisen sollen, in bedeutendem Maße herabsetzen müssen. Diese Ziffern sind nicht das Resultat eines inneren Prozesses, sondern eines künstlichen Antriebes von außen; nicht die Frucht der Selbstthätigkeit des Landes, sondern das Zeichen der Energie, mit welcher diese Thätigkeit durch die Zuzwendung der ausländischen und Regierungskapitalien angeregt

Zufaschik, G. Franzische Hofbuchhandlung, München 1899. Obwohl der Verfasser zu den volksthümlichen Nationalökonomern Rußlands, den „Narodniki“ gehört, deren Standpunkt dem des Prof. v. Sch. diametral entgegengesetzt ist (Prof. v. Sch. S. 208 ff.) und deren Ansichten auch wir fremd gegenüberstehen, so bietet das Buch doch neben unfruchtbaren Verherrlichungen des Gemeindebesitzes und des Artells, bemerkenswerthe Urtheile über den Stand der russischen Volkswirtschaft und über die Grundlagen der russischen Finanzpolitik, die uns zureichender erscheinen, als die optimistischen Glaubenssätze des Prof. v. Sch.

wird. Jeder Organismus, auch der Volksorganismus, kann durch anregende Mittel künstlich zur Belebung gebracht werden. Man kann industrielle Unternehmungen ins Leben rufen, indem man durch Regierungsbestellungen ausländische Kapitalien heranzieht und eben durch diese Bestellungen den neuen Produktionen den Absatz ihrer Produkte sichert. Man kann, immer auf demselben Wege, einem Theil der arbeitenden Bevölkerung einen Verdienst schaffen, und auf diese Weise die Staatseinkünfte mehren, indem die Einnahmen aus den indirekten Steuern und dem Eisenbahnverkehr zunehmen. Alle solche Maßregeln schaffen leicht den Schein einer Bereicherung und beschwören den Schatten einer Volksbefriedigung herauf. Neue Werthe werden in Form von Eisenbahnlinien und neuen Fabriken geschaffen, und alle diese Werthe der Regierungsenergie und des ausländischen Reichthums arbeiten für einander und rufen den trügerischen Schein eines erstarkten Verkehrs hervor. Indessen wächst in Wirklichkeit weder die Volksproduktion, noch die Volksverpflegung. Letztere nimmt sogar in Folge der gesteigerten Ausfuhr der Nahrungsprodukte ab. Der natürliche Hausmarkt erweitert sich trotzdem nicht, weil die Kauffähigkeit der Volksmasse sich nicht verändert hat, während die aus ihr abge sonderte kleine Gruppe der Reichgewordenen auf Kosten der Verarmung der Mehrheit herauswächst. Die Produktion, d. h. die natürliche, nicht durch Stöße von außen hervorgerufene, kann sich ebenfalls nicht erweitern, weil man unsere Fabrikate im Auslande nicht verkaufen kann, während im Inlande für sie kein Absatz vorhanden ist. Und nun ergiebt sich ein überraschendes Bild der wirtschaftlichen Belebung, das mit seiner anderen Seite den Grenzgebieten zugewandt ist und die Verödung im Innern verbirgt. . . . Der Erforscher Rußlands der sich auf den Besuch dieses westlichen Gebiets und jener Punkte beschränkt, wo von den neuen Fabriken eine nach der anderen entsteht, würde freilich staunen über diese überall sichtbare rasche Steigerung des wirtschaftlichen Lebens. Er müßte aber etwas tiefer in das Land blicken und die Fabriken und die Eisenbahnen hinter sich lassen. Dort würde er das eigentliche Rußland sehen, den ruinirten Gutsbesitzer und den verarmten Bauer¹."

1) R. Golowin, a. a. O. S. 119 ff. der deutschen Ausgabe.

So lautet das Urtheil eines erfahrenen Russen¹⁾, dem sein agrarischer Standpunkt vielleicht zum Vorwurf gemacht werden wird, aber völlig mit Unrecht, denn die Kraft Rußlands liegt im Ackerbau, und auch die junge Industrie des Reichs, das seine Fabrikate im Auslande nicht absetzen kann, muß zu Hause einen Markt haben, den ihr nur der Ackerbau zu geben vermag. Wie es aber mit der Landwirthschaft steht, ist zur Genüge bekannt. Und über die wahre Sachlage täuscht das Buch des Prof. v. Sch. nicht hinweg. Es wird weder in Rußland noch in Deutschland ungetheilten Beifall finden. In Rußland sind selbst die offiziellen Kreise über den Stand der Dinge im Klaren, wie die unter dem Protektorat Ihrer Maj. der regierenden Kaiserin stehende Zeitschrift „Trudowaja Pomoschtsch“ (die Arbeitshilfe) lehrt²⁾, und was mehr noch die unter dem Schutz Ihrer Maj. der Kaiserin=Mutter Maria Feodorowna herausgegebene Monatschrift „Westnik Blagotwornostn“ (Bote für Wohlthätigkeit) erweist³⁾. Aber auch in Deutschland werden die „Volkswirtschaftlichen Studien“ des Prof. v. Sch. auf Widerspruch stoßen, und mit Recht, denn in ihnen findet sich die gewagte Behauptung (S. 617), daß die zwischen Rußland und Deutschland vorhandene Interessengemeinschaft „ihren angemessenen Ausdruck im Handelsvertrage von 1894 fand“. Wiewohl diese Ansicht in Deutschland früher vielfach getheilt worden ist, dürfte die Zahl ihrer Vertreter neuerdings immer mehr und mehr zusammengeschmolzen sein, denn thatsächlich ist die Ausfuhr russischer Produkte nach Deutschland durch den Handelsvertrag weit mehr begünstigt worden, als der Export deutscher Industrieerzeugnisse nach Rußland. Bei den Verhandlungen, die zum Abkommen führten, waren die russischen Unterhändler eben viel gewandter und

1) Wir verweisen überdies auf das soeben erschienene Buch Peter von Schwanebachs, der dem Conseil des Finanzministers angehört: „Geldreform und Volkswirtschaft“. Petersburg 1901. (russ.).

2) Siehe dort namentlich im Jahrgang 1899: W. Th. Derjuschinski, die allgemeine Fürsorge bei den Bauern, Heft 6 S. 1 ff.; M. . . ., Skizzen aus den Nothstandsgouvernements, Heft 9 S. 313; ein Auszug aus diesem Bericht findet sich in der Balt. Mon. 1900 Bd. 49, S. 143 ff.; ferner: E. M—ow, System der Arbeitshilfe in den Nothstandsgouvernements, Heft 10, S. 443 ff.

3) Siehe dort im Jahrgang 1900: M. G. Fermalina, Zur Zeit der Hungersnoth, eine Erzählung. Heft 1; besonders aber: P. N. Klokatschew, die Nothlage des Mittelstandes. Heft 7—8.

schlauer als die deutschen¹⁾. Und die Wichtigkeit der These des Verfassers: „der Handelsvertrag bedeutete einen Schlag gegen gewisse auf beiden Seiten verbreitete Irrthümer“ ist ebenso unbewiesen, wie viele seiner mit apodiktischer Sicherheit vorgetragenen Glaubenssätze anfechtbar sind.

Als der Freiherr von Harthausen vor etwa 60 Jahren (1843) Rußland bereist hatte, stellte er die Behauptung auf, „das Zarenreich habe in neueren Zeiten ungeheure Fortschritte im modernen Fabrikwesen gemacht“ und in den unteren Klassen der Bevölkerung trete „angeregt und gefördert durch die unermesslich zunehmende Gewerbthätigkeit ein mächtiger Trieb nach intellektueller Bildung“ zu Tage²⁾. Dieser Trieb verkümmerte in den folgenden 60 Jahren trotz der unermesslich zunehmenden Gewerbthätigkeit, weil die Leibeigenschaft die große Masse des Volkes noch 20 Jahre lang gefesselt hielt, und später der „Miz“ seinen unheilvollen Einfluß weiter ausübte. Heute behauptet Prof. v. Sch. ähnlich wie Harthausen, daß unter der Herrschaft des wachsenden Kapitalismus sich „in der breiten Tiefe des Volkes der psychologische Typus des Europäers entwickle.“ Die vor 60 Jahren gemachte Beobachtung eines deutschen Gelehrten deckt sich also mit den Wahrnehmungen heutiger deutscher Forschung. Harthausen verkannte, wie man weiß, das Wesen der russischen Dorfverfassung, indem er es für etwas ur-eigentlich Slavisches und für ein soziales Ideal erklärte, das „für die inneren sozialen Zustände des Landes unermessliche Vortheile“ biete³⁾. Prof. v. Sch. verkennt dagegen das Wesen der heute anscheinend reich erblühten Großindustrie und mißt ihr eine Bedeutung zu, die sie in Wahrheit nicht hat. Der „rasche Aufbau des zweiten Industriestoßes auf den Ruinen der Landwirthschaft“ und die durch Staatsorgane errichteten „künstlichen Merkzeichen eines wirthschaftlichen Aufschwunges“⁴⁾ vermögen wohl Passanten irre zu führen, täuschen aber diejenigen nicht, die Fabriken und Eisenbahnen hinter sich lassen und tiefer in das Land blicken. Wie anders stünde es um Rußland, wenn die reichen Budgetüberschüsse

1) Dr. Karl Ballod, Die deutsch-russischen Handelsbeziehungen. a. a. D. S. 276 ff.

2) Harthausen, Studien etc. Vorwort S. XIII und XV.

3) Harthausen, Studien etc. S. 129.

4) Golowin, a. a. D. S. 5.

zur Lösung der Agrarfrage verwandt, statt in den Dienst der Großindustrie gestellt worden wären¹⁾. Dann erst wäre die Grundlage für den zweiten „Industriestock“ geschaffen, die Handelsbilanz und in weiterer Folge die Zahlungsbilanz, endlich die Valutareform gesichert.

Alex. Tobien.

Sinnstörende Druckfehler. S. 166 Z. 11 v. o. lies verschont statt veranlaßt.
S. 170 Z. 8 v. o. lies maßvoll statt machtwoll.

Briefe aus Sibirien.

Von R. Neumann *).

Rasan, den 9. Oktober 1863.

Sonnabend verließ ich Petersburg, war Sonntag früh in Moskau und stieg bei Chevrier ab, einem Gasthause, das mir sehr empfohlen worden war. Aber man darf sich keineswegs unter einem russischen Gasthaus ein Etablissement denken, wie die deutschen oder die Schweizer Hotels. So eine Gostinniza hat noch recht viel von ihrem ursprünglichen Charakter, der asiatischen Karawanenerei, bewahrt. Bei Chevrier überstieg der Schmutz alles, was ich in dieser Beziehung bislang kennen gelernt hatte. Jetzt kenne ich schon einige noch vortrefflichere Anstalten, die den Namen Gasthaus führen. Sonntag Mittag fuhr ich auf die Sternwarte und verbrachte den Tag bei dem Direktor Prof. Schweizer recht angenehm in Erinnerungen an Pulkowa, wo auch er mehrere Jahre gearbeitet hat. Am andern Tage besah ich den Kreml, an dem ich übrigens, abgesehen von den historischen Merkwürdigkeiten, wenig Besonderes fand. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von dem

¹⁾ Saymanebach, a. a. D. S. 235.

*) Karl Ferdinand Neumann, Sohn des Oberhofgerichtsadvokaten Karl August N. zu Mitau, wurde am 28. Nov. 1839 geboren, studirte Physik und Medizin 1857 bis 1859 in Dorpat und darauf bis 1861 in München. 1862 wurde er zum Direktor eines neu zu begründenden meteorologischen Observatoriums in Peking ernannt, zuvor aber auf ein Jahr nach Pulkowa abkommandirt. 1868 bis 1876 war er Beamter zu besonderen Aufträgen beim Generalgouverneur von Ostsibirien und Sekretair der Geographischen Gesellschaft zu Irkutsk. † zu Riva am 2. Nov. 1887. Die nachstehenden interessanten Briefe verdanken wir der Güte einer Schwester des Verf., der Frau Prof. Böttcher in Dorpat. D. Red.

berühmten Schloß gemacht. Es ist einfach massig und kerkerartig. Der Tower in London mag ähnlich aussehn. Moskau ist hübscher gelegen als St. Petersburg, und was es so schön macht, sind seine sieben Hügel und 300 Kirchen. Läge es wie Petersburg an der Newa und am Meer, es wäre eine der schönsten Städte der Welt. Trotzdem daß Moskaus größter Theil neu ist (1812), so sind doch seine Straßen krumm, und seine Ausdehnung übersteigt alles, was ich gesehn habe. Das lernte ich recht kennen, als ich in das magnetische Observatorium fuhr, das am andern Ende der Stadt gelegen ist. Ich hatte $1\frac{1}{2}$ Stunden zu fahren. — Um 5 Uhr Nachmittags verließ ich Moskau mit der Eisenbahn und war um 7 Uhr Morgens in Nischni-Nowgorod. Ein trauriges Nest, das nur zur Jahrmachtszeit belebt ist. Seine hübsch gelegenen Häuser und Straßen ziehn sich an beiden Seiten der Wolga hin. Sie waren aber sehr schmutzig. Wirklich schön liegt das Schloß auf hohem Berge über der Wolga. Ich hatte Zeit genug, Schloß und Stadt mir anzusehn. Um 1 Uhr Mittags führte uns ein Dampfschiff der Kompagnie Samolet, dieser mächtigen Aktiengesellschaft, die 86 Schiffe von Baku bis Twer und auf allen schiffbaren Nebenflüssen der Wolga gehen läßt, nach Kasan. Die Schiffe, die ich gesehn habe, sind gut eingerichtet; unseres hatte wie die Mississippi-Dampfer 2 Stagen und war ganz komfortabel mit allem Nöthigen versehen. Die Gesellschaft darauf war aber mehr als gemischt. So spielte ich mit drei Damen aus den höchsten Kreisen, zwei Demidows und einer Maryschkin, an einem Tisch Whist, während an dem nächsten von verschiedenen Doppelknoten Duraki (Schafskopf) „gehauen“ wurde. Die Ufer der Wolga sind hübsch und mögen schon dem, der Rhein und Donau nicht kennt, imponiren. Der Strom an sich ist der mächtigste, den ich gesehen, breiter als die Newa — noch einmal so breit wie die Düna bei Riga. Mich interessirte vorherrschend die geologische Bildung der Ufer, die ihre mächtigen Schichten prächtig zu Tage treten lassen, und gern hätte ich einige Stellen näher untersucht; dazu bot sich aber keine Gelegenheit, da das Schiff nur zur Nacht längere Zeit vor Anker lag. Das Essen war prächtig, wir hatten Fischbällchen, Sterlett, Haffelhühner, Gelée, mir aber wurde es durch einen Blick in die Küche verdorben, wo sich zwei nichts weniger als saubere Köche gefälligt mit den Fingern die Nase schnaubten und ungenirt dann

weiter arbeiteten. Nur die positive Gewißheit, nichts Reinlicheres zu bekommen, der schon bezahlte Silberrubel und ein tüchtiger Hunger halfen über den Ekel hinweg. Heute um 7 kamen wir hier bei starkem Regen an, und da Kasan durchaus nicht, wie ich in der Geographiestunde gelernt, an der Wolga liegt, sondern 8 Werst entfernt, so war ich bis auf die Haut durchnäßt, als ich in diesem edlen Hotel zum Sterlett anlangte. Morgen besuche ich die Sternwarte, muß einige magnetische Bestimmungen machen, besichtige die Stadt und fahre übermorgen nach Katharinenburg.

Perm, den 5. November 1863.

Meine Reise hat sich etwas in die Länge gezogen, da ich in Kasan fast acht Tage blieb und auch hierher fast acht Tage brauchte, weil ich unterwegs Beobachtungen zu machen hatte. Von Kasan bis Perm ist nichts Besonderes zu sehen, nur ganz zuletzt wird der Weg hübsch — er geht durch die Vorberge des Ural. Uebrigens merkt man kaum, daß man im Gebirge ist, die ganze Erhebung ist mehr schildförmig. Nur kleine, waldbewachsene Hügel, die etwa so aussehen wie das Riesengebirge oder der Schwarzwald, liegen vor einem — hinter ihnen liegt Asien. Ich bin also jetzt recht eigentlich an der Grenze zweier Welttheile, dem Leben nach aber schon vollständig in Asien, jedenfalls nicht im zivilisirten Europa. Beinahe 700 Werst (etwa von Libau bis Petersburg), habe ich per Achse gemacht. Das ist ein eigenthümliches Reisen! die ersten Tage sind schauderhaft, aber dann geht es ganz gut; man iszt und schläft wieder wie gewöhnlich. So ein Tarantax ist ein ganz vorzügliches Möbel. Denke dir zwei Paar Räder, sehr breite Achsen, damit das Ding nicht so leicht umfällt, über den Achsen sechs hölzerne Stangen und auf diesen Stangen einen verdeckten Kasten von 15—20 Fuß Länge und 5—6 Fuß Breite, so hast du einen Tarantax. Es fährt sich darin besser und bequemer, als auf den besten Federn, und es geht furchtbar viel hinein. Ich mußte gar nicht, wo ich alle meine Instrumente, 8 Kasten, jeder halb so groß wie mein Eisenbahnkoffer, zwei große Tschomodans, den Eisenbahnkoffer, drei Menschen ohne den Postillon, und Murza, meinen Hund, plaziren sollte, aber es ist gegangen und noch so viel Platz übrig, daß man zur Nacht eine Matrage ausbreiten und sich wie im Bett ausstrecken kann. Vier Pferde vor und 15—16 Werst die Stunde — 20 Kop. Trinkgeld, und der Postillon schlägt drei Kreuze. Das

Fahren selbst geht also ganz gut, dafür ist das Essen und Trinken aber desto gemeiner: Kohlsuppe und wieder Kohlsuppe mit altem Rauhfleisch drin — zu trinken Kwaß — voilà tout. Thee und Samowar habe ich mit, das Brod, das man bekommt, geht noch an, und da Butter, Wurst und Käse bei dieser Temperatur sich ziemlich lange halten, so habe ich das warme Essen ganz aufgegeben. Vortrefflich sind die franz. Konserven, leider aber habe ich nur für 40 Tage welche mit. Man braucht nichts als heißes Wasser und hat in einer Viertelstunde Bouillon und Gemüse, und das kostet nebst einem Stück kalter Pastete 2 Francs. In Kasan lernte ich nur Fachleute kennen: Bolzani, Butlerow, Kowalsky. Ersterer ist Physiker, der zweite ein Schüler Liebig's, Kowalsky der berühmte Astronom, der Leverriers Rechnung für den Neptun noch genauer wiederholte. Es waren ganz angenehme acht Tage, die ich in Kasan verbrachte. Auch das Beobachten auf der Reise ist nicht so schwer, wie ich es mir dachte. Da mein Instrument stark genug ist, um noch Sterne zweiter Größe bei hellem Tage beobachten zu können, habe ich nur ausnahmsweise nöthig, die Nächte zu durchwachen. Hier in Perm ist ein ganz gutes Gasthaus mit großem Garten, in dem man sehr gut beobachten kann. Die Stadt ist neu und hübsch gelegen an der mächtigen Kama und mit Aussicht auf die Berge. Während ich dies schreibe, brennt eben das Theater ab.

Katharinenburg, den 25. November 1863.

Die Fahrt von Perm hierher habe ich schon im Schlitten gemacht, was übrigens kaum angenehmer ist, als im Tarantax zu fahren. Mein Schlitten ist groß und bequem, ganz geschlossen, mit Glasfenstern, die man öffnen kann. Obgleich ich noch mehr Platz habe, als im Wagen, so ist dafür das Schaukeln viel unangenehmer, als das Rütteln, und man wird beinah seekrank davon. Ich mußte in Perm fast drei Wochen bleiben, weil es absolut nicht klar werden wollte. Bekanntschaften habe ich keine gemacht, außer den offiziellen Personen, denen ich mich vorstellen mußte. Endlich wurde es klar, freilich auch kalt zugleich, und ich konnte die nöthigen Beobachtungen machen und abreisen. Der Weg von Perm hierher (362 Werst) ist recht hübsch; er führt mitten durch den Ural, der in seinem Winterkleide ganz den Eindruck eines Hochgebirges macht, freilich ohne Gletscher. 40 Werst vor Katharinenburg erreicht man

die Höhe, etwa 4000 Fuß über dem Meer. Hier steht ein eigenthümliches Denkmal, eine Pyramide von Granit, umgeben von eisernem Gitter — der Grenzstein zwischen Europa und Asien. Beim Lesen der einfachen Inschrift „ПРЕДЪЛЫ ЕВРОПЫ“*) ergriff mich ein seltsames Gefühl, ein ganz anderes als das, welches ich empfand, da ich von der Höhe des Monte Rosa hinabsah nach Italien, als ich vom Großglockner das Meer erblickte, oder als ich zum ersten Mal die Alpen sah. Jene Gegenden lachen, diese lag wie ein in Schnee und Eis erstarrtes Greifenanitzig vor mir. Noch ein Blick zurück nach Europa, et me voilà en Asie! Katharinenburg ist eine hübsche, freundlich gelegene Stadt, der Blick vom Observatorium auf die Stadt zu Füßen ist wirklich allerliebft. Ebenso freundlich wie die Stadt war der Empfang der Menschen. Meine offiziellen Visiten wurden durch Gegenbesuche erwidert, ich erhielt bereits mehrere Einladungen und wo ich war, fühlte ich mich ganz gemüthlich. Im Observatorium ist nur greuliche Unordnung und wird viel zu thun sein, aber man arbeitet doch wenigstens unter Dach und Fach. Gleich am ersten Tage besuchte mich der Apotheker Köster, ein Goldinger. Er wollte durchaus ein Bild von Vater haben, und da ich ihm meines nicht geben konnte, versprach ich ihm, deswegen nach Mitau zu schreiben. Sei schon so gut und schick mir eins nach Irkutsk. Ich bin dem Alten wirklich zu Dank verpflichtet, da er mich mit mehreren Personen bekannt gemacht hat, die mir sehr gut gefallen. Ich soll auch durchaus alle Tage dort zu Mittag speisen. Morgen fahre ich mit dem General Völtner, dem Oberstidirigirenden aller uralischen Bergwerke, auf ein paar Fabriken und eine Goldwäscherei. Auch von einigen Privatbergwerken habe ich Einladungen erhalten und will wenigstens die nächsten besuchen.

Katharinenburg, den 29. November 1863.

Gestern Abend kam ich so spät und so müde zurück, daß ich nicht mehr schreiben konnte. Der Tag verlief ganz anders, als wie ich vorausgesehen. Ich fuhr auf das Observatorium und arbeitete da bis 1 Uhr, worauf ich den Besuch des Wirkl. Staatsraths Dr. Thieme empfing, dem ich versprochen hatte, ihm am hellen Tage einige Sterne zu zeigen, woran er nicht recht glauben wollte. Er kam mit Tochter und Schwägerin, und alle drei waren

*) Grenze Europas.

sehr erstaunt, als sie zur bestimmten Sekunde den Stern ins Fernrohr treten sahen. Ein russischer Kaufmann, dem ich diesen Witz auch zeigte, schlug einige Kreuze und hielt mich, glaube ich, für einen Zauberer oder Taschenspieler. Um 2 Uhr schickte Köster nach mir, ich aß bei ihm und mußte versprechen, zum Thee wiederzukommen. Von 5—8 arbeitete ich wieder oben, und als ich dann zu Köster kam, fand ich eine große Gesellschaft vor. Wer beschreibt mein Erstaunen, als man mir da von allen Seiten gratulirte! Da ich absolut nichts über meinen Geburtstag gesagt hatte, so war mir die Sache räthselhaft; sie hing aber sehr natürlich zusammen. Köster hatte mich einmal gebeten, ihm etwas von Vaters Hand Geschriebenes zu zeigen, und da ich nichts anderes hatte, zeigte ich ihm die Abschrift von meinem Abiturientenzeugniß, die mir Vater nach München geschickt hatte. Aus dieser hatte er meinen Geburtstag erfahren und mir diese Ueberraschung bereitet. Da Kösters ein sehr schönes Quartier haben, so konnten wir tanzen, und das geschah denn auch bis zum frühen Morgen.

Vor einigen Tagen habe ich eine sehr interessante Jagdpartie gemacht, von der ich dir noch berichten will. Schon einige Zeit vorher war der 25. November zu einer großen Bärenjagd bestimmt, und da ich auch eingeladen war, hatte ich auf meine Büchse das obligate Bajonett aufsetzen lassen und erwartete den Tag der Abfahrt mit großer Begierde. Am 24. versammelte man sich im Klub, etwa 40 Herren und 20 Damen. In 18 Schlitten fuhren wir c. 60 Werst nach einer Goldwäscherei, besahen dieselbe und dinirten vortrefflich bei ihrem Besitzer, der selbst mitgefahren war. (Der Kerl soll etliche Millionen haben und ist ein gewöhnlicher Bartruffe). Nach dem Diner wurden die ältern Herren an die Spieltische gesetzt, die jüngern mußten in den Ballsaal. Ein Musikkorps von 30 Mann spielte auf. Der reich erleuchtete Saal bot ein hübsches, buntes Bild, aber kein Frack, kein weißes Kleid. Die meisten Herren in Uniform, die meisten Damen in schwarzem Sammet. Champagner in Strömen. Der Wirth bald schwer besoffen, die Andern mehr oder weniger. So wurde denn bis 12 Uhr getanzt, dann kam das Souper. Zum Spaß habe ich die Gerichte gezählt, es waren 21 und 14 verschiedene Weine. Wer keinen Spitz hatte, der bekam ihn nun. Die verschiedenen Reden fielen darnach aus. Um 4 Uhr kam man endlich ins Bett, nachdem man noch hatte

Bunsch trinken müssen. Auch ich sah den Himmel für einen Dubelfack an und konnte doch noch behaupten, einer der nüchternsten zu sein. Am andern Morgen große Restauration, viel kagenjämmerliche Gesichter: „Это ничего, завтра еще хуже будетъ“¹⁾. Um 11 fuhren wir in den Wald und wurden in einer Linie von wenigstens 2 Werst Länge aufgestellt, immer zwei Herren zusammen neben einer Dame. Kourageuse Weiber! Das Zentrum hatten die Herrschaften inne, die Flügel waren von Kosaken und Jägern besetzt. Jeder stand etwa 30 Schritt vom andern entfernt. Beim ersten Ausschrei der Treiber kam auch der Bär heraus, gerade vor meinem Nachbar, einem alten Polen, chevalier de la légion d'honneur. Er stand neben seinem Sohn, einem ganz jungen Knaben, und hinter ihm seine Tochter, ein 18-jähriges, allerliebstes Mädchen. Etwa 25 Schritt von ihm entfernt, richtet sich der Bär auf, wobei er greuliche Gesichter machte, und kommt grade auf den Alte los. Mir schien, dieser sähe den Bären garnicht, so ruhig stand er da, die Büchse im Arm, und ebenso gleichgültig stand die junge Dame da. So rasch es im tiefen Schnee möglich, lief ich auf die Gruppe zu und befand mich nun auch vielleicht nur 20 Schritt von der Bestie. Der Alte stand noch immer unbeweglich, aber als der Bär sich ihm noch um etwa 10 Schritt genähert hatte, da flog die Büchse wie der Blitz an seine Wange, der Schuß fiel, und zwischen die Augen getroffen, stürzte das mächtige Thier todt nieder. „Monsieur le docteur, pourquoi êtes vous venu ici? avez-vous eu peur?“ „Oui, mademoiselle, pour vous.“ „Inutile, mon père tue toujours au premier coup et c'est pour la neuvième foi, que j'ai vu un ours à quinze pas de moi.“ Und dabei setzte sie sich ganz gemüthlich auf den todtten Bären und spielte mit seinen Ohren, der Alte aber trank einen großen Cognac. Noch ein Bär, 2 Wölfe und einige 50 Birkhühner wurden geschossen, und darauf fuhren wir sehr munter mit wohlweislich ausgeschossenen Gewehren (dieses Geschäft besorgen die Damen) nach Hause, dinirten wieder sehr gut und waren am Abend in Katharinenburg, nicht ohne unzählige Male umgeworfen zu haben. Man blieb bei unserem Wirth zusammen, und am andern Morgen gab es einen Löwenjammer.“

*) Das will nichts sagen, morgen wird es noch schlimmer sein.

Aus diesen Briefen erhellt zur Genüge, welcher Art das Leben in Katharinenburg war, das N. so fest umstrickte, daß er sich ihm nicht zu entziehen vermochte. In einem späteren Schreiben aus Irkutsk erzählt er u. A. von einem Liebesabenteuer, das sich dort abspielte. Er war im Hause einer Wittve bekannt geworden, die als die reichste Frau der Stadt galt. Der Mann war Goldwäscher gewesen, und die Familie gehörte zum Kasol, ohne daß es N. bekannt war, zu welcher der vielen Sekten sie zählte. Es war da eine 17-jährige bildhübsche Tochter im Hause, und diese faßte eine Neigung zu ihm, gegen die er nicht unempfindlich blieb, ohne sie doch ernst zu nehmen. Das junge Mädchen beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der deutschen Sprache und Litteratur, und er übernahm es, ihr dabei berathend zur Seite zu stehen. Eines Tages lasen sie Maria Stuart mit einander. Da trat die Mutter zu ihnen, nahm ein Heiligenbild von der Wand, segnete und bekreuzte sie damit und erklärte, sie wären nun Mann und Frau, sobald er zu ihnen ins Haus ziehen und das Vermögen in Empfang nehmen wolle. Da erfuhr er denn, daß die Familie zu der Sekte der Безпоповчины (Priesterlosen) gehöre, und der Vorgang ernüchterte ihn. Er zog sich zurück. „Ich mußte aber noch viel aushalten, da in Katharinenburg kein Mensch begriff, wie man so viel Geld und eine hübsche Frau ausschlagen könne, da doch gerade im Ural sehr Viele so verheirathet wären. Von einer legalen Trauung aber wollte die alte Dame durchaus nichts wissen. Das sei der geradeste Weg zur Hölle. Wir blieben übrigens bis zuletzt gute Freunde und nahmen einen gerührten Abschied. Es waren sonst ganz prächtige und vernünftige Leute. So etwas kann doch auch nur mir passiren! Jetzt muß ich darüber lachen, damals war mir garnicht lächerlich zu Muth.“ So schließt der Bericht über dieses Zwischenspiel.

Ursprünglich war ein Aufenthalt von einigen Wochen in Katharinenburg vorgesehen, aber es wurde ein volles Jahr daraus — vom 17. November 1863 bis zum 22. November 1864. Aus dieser Zeit liegen keine Briefe von N. vor. Sein langes Verweilen in Katharinenburg und auch in Barnaul erklärt sich durch die große Unordnung, in der er die meteorologischen Observatorien vorfand, die er zu revidiren und mit neuen Instrumenten zu versehen hatte. Zudem wurde das Observatorium in Peking erst gebaut, er konnte

also annehmen, daß es mit der Reise dahin nicht eile und er nichts versäume, da dort einstweilen doch keine Arbeit möglich war.

In Barnaul langte N. am 31. November 1864 an und blieb daselbst bis zum 10. Juli 1865. Auch dort war er bald der verhätschelte Liebling der deutschen sowohl, als der russischen Gesellschaft, wie der Dr. Duhmberg und Andere berichteten. Mit Radloff und General Frese machte er von Barnaul aus eine Reise an die westchinesische Grenze, über die sich aber keine weiteren Aufzeichnungen erhalten haben, und durchstreifte den Altai nach allen Seiten. Er berührte dann noch Tomsk und Krasnojarsk und erreichte endlich Irkutsk am 1. August 1865. Der Empfang, der ihm dort von Seiten des Generalgouverneurs zu Theil wurde, war kein freundlicher. Die lange Verzögerung seines Eintreffens wäre aber vielleicht nicht so streng gerügt worden, wenn nicht noch Anderes mitgespielt hätte. N. war Beamter des Bergcorps, und mit diesem stand der Generalgouverneur in erbitterter Fehde. So wollte er keine Entschuldigung gelten lassen und setzte N's. Verabschiedung durch. Weit von der Heimath, unter fremden Menschen und Verhältnissen, sah sich N. plötzlich ganz mittellos, nur auf die eigne Kraft gestellt.

In eigentliche Noth gerieth er übrigens nie. Er giebt sein Einkommen in jener Zeit auf c. 2000 Rbl. jährlich an und sagt darüber: „Ich habe mein täglich Brod immer in Ehren verdient, freilich auf sehr verschiedene Weise, meistens jedoch durch chemische Analysen, die hier nicht schlecht bezahlt werden, bei dem unglaublichen Reichthum des Landes an Naturprodukten häufig verlangt werden und wegen des gänzlichen Mangels an Chemikern — und der Häufigkeit der Giftmorde wegen — mir auch von der Regierung aufgetragen wurden.“ Im Sommer fand er auch Beschäftigung bei dem Bau der Telegraphenlinien um den Baikalsee herum, und eine Zeit lang war er bei einer Expedition in das Werchojanskische Gebirge betheilig, um die dortigen Silberminen näher zu untersuchen. Seine gesellschaftliche Stellung in Irkutsk ließ von Anfang an nichts zu wünschen übrig.

„ . . . Als Mitglied und Sekretär der technologischen und der geographischen Gesellschaft (beide sind Zweige der großen Petersburger Institute) vergeht mir wohl selten eine Woche, in der ich nicht wenigstens einen Abend in irgend einer größern Gesellschaft

verbringe. Unter den hiesigen Deutschen habe ich folgende nähere Bekannte: General Klein (Golbinger, Jugendfreund von Vater), in dessen Hause ich sehr gut bekannt bin, Dr. Holtermann, Wirkl. Staatsrath und Chef des Medicinalwesens von Ostsibirien, den ich auch fast alle Tage sehe, und mit dem ich nahe befreundet bin, Obrist Reinhardt, der eine charmante Russin zur Frau hat, und bei dem ich jeden Sonntag Abend bin. Er ist Gehülfe des General-Intendanten von Ostsibirien und ein verzweifelter Freund der Chemie. Pastor Rossini, einer der wenigen Pfaffen, mit denen ich leben kann. Diesem fühlt man an, daß ihm die Religion Herzenssache ist. Er ist verheirathet, wenig älter als ich, so daß wir noch in Dorpat zusammen gewesen sind, ohne uns indessen dort gekannt zu haben. Uhrmacher Schjött, ein Däne, aber ganz deutsch, ein prächtiger Mann — die Frau ist eine Livländerin. Tischler Körber aus Dorpat, vor etwa 20 Jahren wegen Mordversuchs auf 12 Jahre in die Bergwerke verschickt, jetzt einer der geachtetsten Bürger der Stadt und obgleich gebrandmarkt, Mitglied des Magistrats (Rathsherr)!! Mechaniker Schulz, er und seine Frau sind prächtige Leute, Photograph Hoffmann, dessen Frau eine Hauptschönheit von Irkutsk und Berlinerin ist. Apotheker Sipel, außer mir der einzige Reformirte hier. Wundere Dich nicht über diese gemischte Bekanntschaft, das Land bringt das einmal mit sich. Meine russische Bekanntschaft ist noch sehr viel gemischter, von hohen Würdenträgern hinab bis zu den Leuten, die in ganz Europa gehängt worden wären, nichts destoweniger aber jetzt angesehenen, tüchtigen Bürger geworden sind, mit denen zu verkehren selbst der Generalgouverneur keinen Anstand nimmt. Man darf hier nicht zu wählerisch sein und kein Vorurtheil gegen Verschiedene haben, die doch einmal die Masse der Bevölkerung ausmachen, wenigstens in den Städten, von den politischen Verbrechern sehe ich ganz ab.“

Im Frühjahr 1868 trat N. wieder in den Staatsdienst. Er wurde zur Theilnahme an einer Expedition berufen, welche die russische Regierung ausandte, um ihr Verhältniß zu den Tschuktschen und deren Abgaben zu regeln. „Dieser Volksstamm, der den äußersten Nord-Osten Sibiriens bewohnt, zerfällt in zwei stark von einander abweichende und sich bekämpfende Zweige, die Kenu-thier-Tschuktschen und die Tschuktschen vom Kap (оленние и носовые чукчи). Die ersteren sind Nomaden und gehn mit ihren kolossalen

Rennthierheerden bis an die Kolyma, die letzteren leben an der Behringsstraße, haben viel weniger Rennthiere und treiben Fischfang und Handel mit den Stämmen des vormaligen russischen Amerika. Sie waren verschriene Räuber und berühmte Krieger, die sich jedem Eindringen in ihr Land widersezt hatten, während die Rennthier-Tschuktchen die russische Oberherrschaft anerkannten und Tribut zahlten, der alljährlich bei Gelegenheit der Messe zu Anjusß entrichtet wird.“

Mit Hilfe der Rennthier-Tschuktchen wollte nun die russische Regierung auch die Kap-Tschuktchen in ein geregeltes Tributverhältniß bringen, und Baron Gerhard Maydell war zu dem Zweck beauftragt worden, als Chef einer größern Expedition das Tschuktchenland von Nishni-Kolymsk bis an die Behringsstraße zu bereisen. Da diese Reise durch ein Land ging, das nie eines Europäers Fuß betreten, so wurden der Expedition auch neben ihren politischen Aufgaben andere, wissenschaftliche, gestellt. Es sollten topographische, astronomische und magnetische Beobachtungen gemacht werden. Letztere wurden N. übertragen, der beim Gouverneur von Irkuzk als Beamter zu besonderen Aufträgen angestellt und als solcher zu der Maydellschen Expedition abdelegirt wurde.

Irkuzk, den 21. September 1868.

Am 15. August reiste ich mit Maydell und unserem Topographen aus Irkuzk ab. Die Fahrt zu Boot auf der Lena ging sehr langsam von Statten, da wir fast alle 2500 Werst kontrairren Wind hatten. Sonst war das Wetter schön, den Beobachtungen günstig, nur ziemlich kalt, so daß von Briefschreiben auf dem Boot keine Rede war. Denke Dir eine Art von kleiner Struse mit einem Häuschen, in dem zwei Zimmer, jedes etwa ein Quadratfaden groß, an jeder Seite ein Bett und ein kleines Fenster, ein kleiner Tisch; vorn im Boot drei oder vier Ruderer und eine Feuerstelle, hinten hoch auf einem Verschlage stehend der Steuer- mann, und unter ihm ein Keller für die Lebensmittel — und so eingepackt fährst du den gewaltigen Strom hinunter. Die Gegend ist sehr hübsch, sobald man an dem steilen Ufer — Kalkfelsen 2—3 Mal so hoch wie die Berge am Rhein oder an der Donau — hinfährt; sobald man sich aber in der Mitte des Flusses befindet, kann man glauben, auf einem See zu schwimmen, so breit ist die Lena — wohl der mächtigste Strom der alten Welt. Zukuzt

liegt am linken Ufer in einer trostlosen Gegend und ist ein langweiliges Nest, in dem nur zwei Merkwürdigkeiten sind: die alte, hölzerne vor mehr als 200 Jahren erbaute Kosakenfestung und der 384 Fuß tiefe, wasserleere Brunnen. Die Menschen hier sind, wie alle Sibirier, höchst zuvorkommend und gastfrei, der Gouverneur Lochwitki ein sehr gebildeter, artiger Mann, seine Frau eine charmannte Dame. Ich wurde gleich zu einer Jagd eingeladen, auf der wir fünf Jäger einige 60 Hasen und viel Federvieh schossen. Du kannst Dir denken, wie ich auf jeder dieser kolossalen Jagden an den alten Onkel Oskar denke, der mich zuerst in die edle Waidmannskunst einweihte und nicht wenig über mein Pudeln lachte. Wenn er mich jetzt schießen sähe, wäre er gewiß zufrieden. — Mandell und ich wohnen zusammen bei dem Veterinärarzt Hollmann, (außer einem versoffenen Schneider der einzige Deutsche im Ort). Bis Ende Oktober bleiben wir wohl hier, dann fängt die Reise eigentlich erst an. Wir gehn zu Pferde über Верхоянскъ nach Нижній-Колымскъ, wo wir wohl zu Weihnachten und in ewiger Nacht ankommen werden, da dort die Sonne beinah zwei Monate nicht mehr aufgeht. In Kolymsk bleiben wir bis zum März und fahren dann mit Hunden nach Анюйскъ (Anjuisk). Dies ist der letzte Punkt, bis zu welchem die Russen bisher zu Lande vorgeedrungen sind. Er ist bekannt durch seinen Tauschhandel mit den Tschuktschen, die alljährlich im März zum Jahrmarkt hinkommen, und mit denen wir dann bis zur Behringsstraße weiter sollen. Wie? Auf welchem Wegen? Auf wie lange? das weiß kein Mensch. Verproviantirt sind wir auf zwei Jahre. Von hier brauchen wir zum Transport 50 Pferde und gegen 200 Rennthiere, die im Verhältniß zur Abnahme von Brod, Thee, Zucker, Tabak u. s. w. — alles dessen, was sie tragen, — auch aufgeessen werden sollen, nebst allen ihren zukünftigen Sprößlingen. Ein Theil der Pferde ist ähnlichem Schicksal bestimmt, sobald wir sie nicht mehr brauchen können. Da wir auf diese Weise immer frisches Fleisch haben, so ist die Gefahr, am Skorbut zu erkranken, gegen den wir übrigens noch mit allen möglichen englischen Sojas, Kabul- und Cayenne-Saucen gerüstet sind, nicht eben groß. Die schönsten Fische, namentlich Lachse und Forellen, finden wir auch überall, und so ist für den Magen wohl gesorgt. Was die Kleidung anlangt, so besteht sie aus Folgendem: Seidenes Hemd, Hemd aus Baum-

wolle, dito Hosen, Pelzstrümpfe und Stiefel, Pelzweste und Rock, Pelzmütze, alles aus ungeborenen, durch Kaiserschnitt gewonnenen Rennthierfellen. Außerdem zieht man zum Reiten einen weiten Pelz (доxa) über und hat beim Fahren eine Bärendecke mit Saß. Alle unsere Zelte sind aus Filz und aus Fell. Mir wird jetzt schon ganz greulich zu Muth, wenn ich diesen Haufen Felle ansehe, in die ich hinein kriechen soll. Elegante pas werden darin wohl nicht auszuführen sein. Bewaffnung: Büchse mit Hirschfänger, Flinte, Revolver, Beil, Messer — kurzum, Du kannst Dir einen arktischen Rinaldo Rinaldini vorstellen oder einen Bären, der ein Arsenal geplündert hat. Unsere Expedition besteht aus 22 Menschen: Mandell, ich, ein Topograph, ein Feldscher, 8 Kosaken und 10 Pferde- und Rennthierhirten aus den Eingeborenen (Sakuten). Leider gestattete Korsakow uns nicht, einen verschickten Polen mitzunehmen, Dr. Szekanowsky, der in Dorpat studirt hat und als tüchtiger Zoolog, Botaniker und Geolog gute Dienste hätte leisten können.

Уоль-Бутта, den 24. Dezember 1868.

So weit getrennt wie heute sind wir noch nie am Christabend gewesen. Der Ort, an dem ich mich befinde, liegt nur 260 Werst von der Indigirka, wir haben also mehr als ein Drittel der Erde zwischen uns. Es ist der erste Weihnachtsabend, den ich ohne Baum verbringe. Während die anwesenden Russen ihre Gebete sprechen, will ich mich zurückversetzen in die Zeit meiner glücklichen Jugend und des letzten Christbaums gedenken, um den wir noch alle zusammen standen. Seitdem war ich an diesem Abend, wenn auch nicht in der Familie, so doch immer unter lieben Menschen, so komme ich mir denn heute wirklich recht einsam vor. Da habe ich mir wenigstens ein Lärchenbäumchen mit einigen Lichtern beklebt, worüber die Sakuten und Samuten tieffinnig geworden sind. Ich glaube, sie halten mich für einen Zauberer, denn obgleich sie alle getauft sind, sitzt ihnen das alte Heidenthum doch noch recht stark in den Knochen.

Wir reisen bis dato glücklich, namentlich seitdem ein uns bekannter Kaufmann seine Waaren auf unseren Pferden und uns selbst mit seinen Rennthieren weiter befördert. Wir sind nur 2 bis 3 Stunden der kannibalischen Kälte ausgesetzt, da die Rennthiere 15—18 Werst und auch noch mehr in der Stunde laufen,

vorausgesetzt, daß man eben nur kurze Stationen macht. Wie bringt man aber den übrigen Theil des Tages und die Nächte zu? Nun, nach zivilisirten, europäischn Begriffen hundsgeheim. Von Dörfern ist keine Spur vorhanden, denn der Jakute haßt nichts so sehr, als den Rauch einer fremden Jurte, und deswegen siedeln sie sich 100 und mehr Werst einer vom andern an. Die Kaufleute nun, die alle Jahr nach Kolymsk reisen, haben sich alle 50 bis 60 Werst eine sogenannte Powarnja erbaut, ein Haus — wenn man diese Hundeställe, in denen jeder anständige kurländische Jagdhund sich vor spleen aufhängen würde, so nennen kann, — das meist in sechseckiger Zeltform errichtet ist, an den Seiten Britschen zum Schlafen und in der Mitte eine Feuerstelle hat. Ein Loch in der flachen Decke vertritt den Schornstein, Möbel existiren nicht — höchstens ein Tischchen, buchstäblich aus Dreck bestehend. Entweder friert man jämmerlich in diesen verfluchten Hotels, oder man erstickt im Rauch. Außerdem kann ich fast in keiner aufrecht stehen. Gegen eine solche Powarnja ist eine jakutische Jurte ein wahrer Palast. Sie sind wenigstens alle ganz gedeckt, haben Fenster aus Eis, das viel Licht durchläßt, und einen Kamin, in dem den ganzen Tag über Feuer brennt, woher die Luft rein, was freilich bei der Nähe des Viehs nicht gerade absolut genommen werden darf. Selbstverständlich sucht man immer eine Jurte zu erreichen, aber nur zu oft ist das leider unmöglich, und man muß in einer Powarnja nächtigen. Ist man angekommen und hat sich einiger Pelze entledigt, so trinkt man zuerst ungeheuer rasch einen Schnaps, zu dem man стручанина — geschabter roher Fisch mit Salz und Pfeffer — zubeißt. Ist der Fisch fett, d. h. Sterlett oder eine Lachsart, so ist das ein ganz ausgezeichnetes gesundes und leicht verdauliches Essen, an das man sich sehr leicht gewöhnt. Es schmeckt wie Kaviar. Inzwischen ist denn auch der Thee fertig geworden, und habe ich nach demselben nicht gerade zu beobachten, so machen wir eine Partie Boston oder Whist, dann wird zu Abend gegessen, und um 6 Uhr legt man sich zu Bett, um gegen 4 Uhr wieder mit Thee zu beginnen, um 7 Uhr morgens Mittag zu essen, gegen 8 auszufahren, gegen 12 anzukommen und so wieder von Neuem. Trotz dieser ganz verdrehten Lebensweise und trotz der 24-stündigen Nacht, die wir nun schon geraume Zeit haben, bin ich, Gott sei Dank, bei vortrefflicher Gesundheit, und meine

Gefährten sind es auch. Wir leben in bestem Einvernehmen und können uns höchstens einmal über das diner oder souper nicht verständigen, weil der Eine keine Erbsen und der Andere keinen Kohl mag, und der Dritte sich bereits das sibirische Leibgericht — Пельмени — zuwider gegessen hat. Pelmenei ist ein ganz vorzügliches Gericht — eine Art Piroggen, mit gehacktem Fleisch oder Fisch gefüllt und in Bouillon gekocht oder auf der Pfanne gebraten. Im Winter läßt man die fertigen Dinger frieren und kann sie dann unendlich lange aufbewahren. Wir hatten 8 Pud mitgenommen. Ich habe mir noch nichts zuwider gegessen, denn wir haben Abwechslung genug, die schönsten Fische, Wild und frisches Rennthierfleisch (sehr schmackhaft); das Einzige, woran wir Mangel leiden, ist leider — Brod. Die Jakuten hier essen gar kein Brod, und wir haben nur Zwieback. Mit dem Mehl versteht Keiner umzugehen — auch sind keine Backöfen vorhanden. Ein Versuch von mir, gegohrene Pfannkuchen zu backen, trug mir nur ein fürchterliches Hohngelächter ein, in Folge dessen ich meine Kunstwerke allein verpeiste und drei Tage darnach glaubte, ein Fuder Steine im Leibe zu haben.

Ueber unsere Kosaken können wir nicht klagen. Es sind Teufelskerle. Leider schnitt sich einer den Hals ab, und wir müssen Gott danken, daß er in seinem Wahnsinn sein Messer nicht erst an einem von uns Schlafenden probirte. Wie alle sibirischen Kosaken sind auch diese echte Nachkommen der Eroberer des Landes. Es finden sich sogar noch immer dieselben Familien, die bei der Eroberung eine Rolle gespielt haben. Man muß diese Leute auf Reisen kennen lernen, um sie zu schätzen und zu lieben. In der rauhesten Schale der beste Kern. Die ärgsten Strapazen ertragen sie wie ein Spiel. Kommt es darauf an, einen reißenden Bergstrom zu überwinden, und ist keine Furt zu finden, der Kosak überschwimmt ihn zu Pferde oder in rasch gefertigtem Kanoe aus Birkenrinde. Nie fehlt seine Büchse oder sein Messer, er hungert Tage lang — dafür frißt er auch einen ganzen Hammel oder ein halbes Kalb nachher mit einem Mal auf — immer ist er guten Muthes, bei keinem Befehl fragt er warum, sondern führt ihn blindlings aus, alle Verantwortung dem Befehlenden überlassend. Nur mit einem kurzen Messer bewaffnet, das gelegentlich an den ersten besten Stock gebunden wird, erlegt er im Zweikampf den

Bären, der ihn freilich auch hin und wieder böse zurichtet. In seiner Familie ist er Patriarch, nur sonderbarer Weise gewöhnlich unter dem Pantoffel, wofür er sich dann bei den Jakutinnen revanchirt. Die Mischlinge von jakutischen Müttern und russischen Vätern sind ein ganz hübscher Menschenschlag, namentlich die Mädchen. Ja, diese sibirischen Urkosaken sind ein ganz verzweifeltcs Völkchen, und die Geschichte hat wohl kein zweites Beispiel, daß ein so großes Reich wie Sibirien von so wenig Menschen erobert worden ist, es sei denn, daß man die Eroberung Mexikos durch die Spanier in Parallele stellte; wäre aber unser sibirischer Cortez nicht im Irtysh ertrunken, er hätte dem Großmogul und dem Bruder der Sonne in Peking noch zu schaffen gemacht. In solcher Gesellschaft werden uns die Tschukttschen wohl wenig anhaben können mit ihren langen Bogen und Pfeilen aus Fischgräten, mit denen sie übrigens dem Eisbären tapfer zu Leibe rücken. Doch ist von einer ernstern Gefahr durch die Tschukttschen wohl kaum die Rede, und ihre vielberüchtigte Wildheit ist sicherlich übertrieben. Lassen sie uns überhaupt in ihr Land hinein, so werden sie uns auch vor ihren wilden Landsleuten zu schützen wissen.

Abya an der Indigirka, den 31. Dezember 1868.

Auch den heutigen Tag habe ich schon viel fröhlicher be-
gangen als heute. In Irkutsk waren wir gewöhnlich bei dem einen oder dem andern Deutschen alle am Sylvesterabend vereint — heute sitze ich hier in einer Jurte unter halbfremden, aber zum Glück guten Menschen. Maydell ist noch nicht zurück, und da wir hier wohl 6—8 Tage bleiben werden und nur noch 10 Tagereisen bis Kolymsk haben, treffen wir wahrscheinlich erst dort zusammen. — Eben kommt hier ein Pope an, der auf Bitten der Anwesenden den ganzen ellenlangen Abendgottesdienst halten wird. Angenehme Aussicht das für mich, denn um Keinen in seinen Gefühlen zu beleidigen, muß ich nun auch Kreuze schlagen! Also lebe wohl im alten Jahr, liebe Mutter, und möge das neue uns Allen ein glückliches sein!

Ebendasselbst, den 2. Januar 1869.

Profit Neujahr! Wie ich es vorgestern voraussah, so kam es auch. Das Gebet war länger denn je, und nachher mußte ich mitjubeln und konnte nicht mehr schreiben. Gestern waren wir alle zu Gast bei einem 10 Werst von hier wohnenden Jakuten,

der seinen Namenstag feierte. Es war ziemlich amüſant bis auf das Ende, gründlicher Trunkenheit unſeres hochverehrten Wirthes und ſeiner Ehehälfte. Große Feuer im Freien begrüßten uns bei der Ankunft, der Wirth empfing uns vor ſeiner Zurte, innen kam uns die Wirthin an der Spitze des ganzen weiblichen Personals in vollem Staat entgegen, und wir mußten uns durch dieſen ganzen Schwarm mongoliſcher Schönheiten, die übrigens zu Ehren des neuen Jahres und des Namenstages reiner waren als gewöhnlich, durchküſſen, bis wir an einen mit jakutiſchen Gerichten beſetzten Tiſch gelangten. Das Eſſen war garnicht ſchlecht, das Pferdeſeiſch und der Kumiß ſogar ſehr gut bereitet. Kumiß iſt ein ſehr angenehmes, kühlendes Getränk, an dem ſich kein Europäer, der zwei deutſche Hochſchulen beſucht hat, berauschen kann, er müßte denn ein ganzes Wedro austrinken. Nach dieſem Imbiß, der ſo reichhaltig war wie ein diner, wurde Thee gereicht mit Zucker und Rum, darauf folgte das ſouper, aus den verſchiedenſten Fiſchgerichten beſtehend, unter denen eine Art Ragout aus rieſigen Quappenzungen und Lebern mich plötzlich inmitten des fremdartigen Treibens an den ſeligen Vater erinnerte, der ein ſo großer Verehrer von Quappen war.

Zwei Tage bleiben wir noch hier, da Pferde und Rennthiere hier gutes Futter haben und Kräfte ſammeln müſſen zum dritten uns bevorſtehenden Gebirgsübergang. Wenn wir das Maſeja-Gebirge überwunden haben, ſteigen wir ins Thal der Kolyma hinab und kommen für einige Zeit wieder unter Dach und Fach und in eine relativ wärmere Gegend. Schon hier wirkt die Nähe des Meeres merklich auf das Klima. Bei jedem Nordwind ſteigt das Thermometer bis 25 und 30°, was mir nach den vielen 40° wie eine angenehme Sommertemperatur vorkommt.

Sredne Kolganſk, den 16. Januar 1869.

Vor wenig Stunden ſind wir hier angekommen, nachdem wir fünf Tage mit dem Erzbischof zuſammen gereiſt waren, der ein ganz vortrefflicher, gebildeter, alter Mann iſt und mich beſonders in ſein Herz geſchloſſen zu haben ſcheint. Bis jetzt iſt alſo alles glücklich gegangen, und wir können auf wenigſtens einen Monat Ruhe rechnen. Leider haben wir die Poſt aus Kolymſk verfehlt, der ich dieſen Brief mitgeben wollte. Nun gelangt er wohl gegen drei Monate ſpäter in Deine Hände. Ich ſchreibe in Tagebuchform

weiter, wenn auch Wochen zwischen den einzelnen Eintragungen liegen mögen.

Ebendasselbst, den 1. Februar 1869.

Das Leben hier ist nicht so schlimm, wie es mir zu Anfang erschien. Da der erste Mann der Stadt vor Kurzem gestorben ist, trägt fast Alles Trauer, denn hier sind alle mit einander verwandt. Trotzdem wurden für den Kirchenfürsten ein paar diners gegeben, und auch nach seiner Abreise lebt man gefellig. Maydell hat uns auch wieder verlassen, um einen ihm von früher her bekannten Tschukttschenfürsten für unsere Reise zu gewinnen. Ob er ihn findet, ist aber noch die Frage, wenn nicht etwa die Neugier, den Erzbischof zu sehen, ihn aus seiner Wildniß am oberen Anju hervorlockt. Hier hält man allgemein unser Eindringen in das Land der Tschukttschen für höchst gefährlich, wenn nicht unmöglich, und erzählt mir ganz unglaubliche Greuel von ihnen, doch scheint mir alles übertrieben zu sein, denn selbst bei ihnen gewesen ist kein Mensch, und es sind fast hundert Jahre verflossen, seit die berühmte letzte Expedition von gegen 400 Kosaken bis auf den letzten Mann von ihnen todtgeschlagen wurde. Nun verkehren sie aber ganz friedlich mit den Russen jedes Jahr auf dem Anjuischen Jahrmarkt, und viele von ihnen sind getauft. Letzteres will freilich wenig sagen, denn für ein paar Pfund Tabak läßt sich Jeder taufen.

Nischni-Kolymst, den 20. März 1869.

Maydell hat viel mehr Zeit gebraucht, als er glaubte, um Herrn Amramargin, den erblichen Fürsten der Rennthier-Tschukttschen, zu finden und zur Mitwirkung zu bewegen, aber schließlich ist es ihm doch gelungen. In einigen Tagen reisen wir c. 300 Werst weiter an den Anju zum Jahrmarkt und sollen dort Amramargin treffen und das Weitere verabreden. Von Sredne-Kolymst bis Nischni-Kolymst sind ungefähr 500 Werst, die wir in zwei Tagen mit Hunden bequem zurücklegten. Das Fahren mit Hunden ist ganz angenehm, geht sehr rasch und ist nur für den Kutscher (каюръ) sehr anstrengend. 12—14 Hunde werden bis auf den ersten und den letzten, den Leit- und Steuerhund, paarweise vor die gegen 4 $\frac{1}{2}$ Urschin lange Karte gespannt. Sie ziehen an einem langen Riemen und gehorchen auf das Wort des Kajurs, der ihnen nur hin und wieder einen ziemlich beträchtlichen Knüppel an die Beine wirft, den er mitten im vollen Fahren wieder aufhebt.

Hierin haben die Leute eine merkwürdige Geschicklichkeit, ebenso darin, den schuldigen Hund zu treffen, der nach einer solchen Exekution es für seine Pflicht hält, wenigstens fünf Minuten zu heulen und sich dann noch die nächste Viertelstunde hindurch jeden Augenblick umzusehen, ob das Schicksal in Gestalt eines strafenden Knüttels nicht wieder über ihm schwebt. Der erste Hund, der Leithund, ist besonders abgerichtet. Er muß die Richtung halten und darf sich durch keine Wildspur aus ihr bringen lassen. Wenn die andern Hunde durchgehen, so bringt er sie durch allerlei oft sehr künstliche Manöver wieder in die ursprüngliche Richtung zurück. Er muß aufs Wort pariren und kostet häufig gegen 100 Rbl., wenn es ein besonders guter Hund ist. Der Steuerhund ist gewöhnlich der stärkste aus der ganzen Gesellschaft. Seine Pflicht besteht darin, das Schleudern der Karte zu verhindern, was er sehr geschickt mit einem gewissen Körpertheil vollführt; außerdem wird er bei einer Begegnung mit einem Bären abgeschritten und muß diesen so lange beschäftigen, bis die andern Hunde ausgespannt sind, und der Fahrende seine Lanze (палка) aus der Karte herausgeholt hat. Der Eisbär setzt sich immer gegen die Hunde zur Wehr — und zwar sitzend — und beachtet den Menschen fast garnicht, so daß er mit wenig Gefahr erlegt wird, während der schwarze Wetter sich weniger um die Hunde kümmert und, wenn er nicht fliehen kann, dem Menschen seine ganze zarte Aufmerksamkeit widmet. Der größte Spaß aber ist es, wenn dir eine andere Karte entgegen kommt. Sind sich die Hunde nicht sämmtlich einander vorgestellt, so packt jeder Hund einen andern, und es entwickelt sich eine grauenhafte Kauferei, während alte Bekannte gemüthlich zusehen oder sich die gewöhnlichen Begrüßungshöflichkeiten erweisen, „während tobte die Feldschlacht um sie und blutige Wunden geschlagen“.

Nischni-Kolymsk ist, obgleich eine Stadt, nichts mehr als ein elendes Fischerdorf, das nur in dieser Jahreszeit durch die Kaufleute einiges Leben erhält — es hat kaum 30 Häuser.

Western meldeten sich einige fünfzig Tschuktchen bei Maydell mit der Bitte, sie und ihre Familien in die große Tundra hinüberziehen zu lassen, da das Rennthiermoos bei ihnen für ihre Heerden nicht mehr lange. Sie sind alle getauft, haben aber mehrere Weiber, wollen auch Tribut (ясокъ) zahlen und sich somit als russische Unterthanen betrachten. Dies ist also der erste gelungene

Schritt unserer politischen Mission. Es war das erste Mal, daß ich unsere zukünftigen Freunde — oder Feinde — zu Gesicht bekam, und der Eindruck war kein schlechter. Sie sind über Mittelgröße, einige sogar geradezu groß, die Gesichtszüge von vielen nicht häßlich, namentlich waren manche ihrer Damen recht hübsch zu nennen. Der Typus ist jedenfalls nicht mongolisch, die Hautfarbe eher kupferroth als gelbbraun wie bei den andern nomadisirenden Stämmen. Die Kleidung ist aus Rennthierfellen verfertigt, wie denn absolut alles, außer dem wenigen Eisernen, das sie besitzen, vom Rennthier entlehnt ist. Ihre Haltung und ihre Manieren zeugen von Kühnheit und Verschmiztheit, ihre Stärke muß sehr groß sein. Die Sprache hat zu viel Guttural- und Nasallaute, um gut zu klingen, außerdem fehlen ihr selbstverständlich viele Worte für abstrakte Begriffe, und ihr Zahlensystem ist ein höchst komplizirtes Gemisch des 10 und 5-Systems, das ich noch näher studiren will, da mir kein Volk bekannt ist, das zwei Systeme in einander geworfen hat.

Аньюская oder Островная крепость, 30. März 1869.

Seit vier Tagen sind wir hier und stecken im vollsten Trubel dieses nordischen Jahrmarkts. Von Nishni-Kolymsk bis hierher sind c. 300 Werst, die wir in 26 Stunden zurücklegten. Diese Entfernung ist aber vor vier Jahren in Folge einer Wette mit den selben Hunden in 17 Stunden zurückgelegt worden. Die zweite Karte verspätete sich nur um eine halbe Stunde. Das dürfte wohl die äußerste, mit Hunden zu erreichende Geschwindigkeit sein. Der eine Kajur hat aber auch bei dieser Gelegenheit einen Blutsturz bekommen. Ostrownoje liegt auf einer Insel im kleinen Anju und hier versammeln sich jedes Jahr Ende März alle umwohnenden Völkerschaften, um ihren Jasoß zu entrichten, der in Fellen besteht, die ins Kaiserliche Kabinet gehen — eine hübsche Portion des schönsten Pelzwerks. Du siehst hier Tungusen und Lamuten in ihrer reich mit Perlen und Silberplatten ausgenähten Rennthierkleidung, ein Völkchen sehr kleinen Wuchses, aber von ausgezeichnete Ehrlichkeit. Sie sind die besten Jäger und werden in Handhabung der Büchse wohl höchstens noch von den Kosaken übertroffen. Zwischen ihnen bewegen sich plumpe Tschuwanzen mit nacktem Halse — auch ein Jäger- und Fischervolk. Vortheilhaft zeichnen sich vor allen die Zukajiren aus, die sich wie die hiesigen Russen kleiden, fast

alle russisch sprechen und das meiste russische Blut in ihren Adern haben, so daß sie schwer zu unterscheiden sind. Ein Zukajir und ein Tschuwanze gehen mit uns als Dolmetscher. Größer als all die Vorhergenannten und mit einer gewissen Grandezza bewegen sich die Tschukttschen unter ihnen, das gerade Gegentheil zu den eifertig hin und her eilenden russischen Kaufleuten, von denen jeder dem andern zuvorzukommen bemüht ist. Um das gegenseitige Unterbieten zu verhindern, das im Handel mit den Tschukttschen leicht zu Streit führen kann, setzen die Kaufleute unter einander fest, wie viel Pelzwerk zc. für ein Pud Tabak (die hiesige Rechnungseinheit) sie verlangen wollen. Wer dann billiger verkauft, kann ganz vom Handel ausgeschlossen werden. Sind die Kaufleute einig geworden und auch die Tschukttschen mit den festgesetzten Preisen einverstanden, so ist das weitere wirkliche Austausch eine reine Formalität, die nach stattgefundenem Gebet auf dem Anju vor der Festung vor sich geht. Die Tschukttschen lagern sich im Halbkreis und erwarten die Russen, die ihren Tabak, zu je 1 und 2 Pud verpackt, auf kleinen Schlitten durch das einzige stehengebliebene Thor des den stolzen Namen Festung tragenden Nestes zum Fluß hinabführen. Nachdem der Isprawnik die Erlaubniß zum Beginn des Tauschens gegeben, sucht jeder seinen Kontrahenten auf, und der Austausch verläuft sehr ruhig, da zur Vermeidung von Betrügereien aller Tabak vorher noch einmal gewogen und mit Kronsfiegel versehen ist. Dieses Jordansfest Merkurs auf dem Fluß fand heute statt. Für 2 Pud Tabak, 1 Bielfraßfell und einen kleinen eisernen Grapen geben die Tschukttschen 20 Marderfelle oder 10 Biber und machen dabei ein sehr elegantes Geschäft, da sie für diese Felle, die sie von ihren amerikanischen Nachbarn erhalten, kaum die Hälfte bezahlen. Auch die Jakutsker Kaufleute finden bedeutenden Profit dabei, sonst würden sie wohl nicht die wirklich sehr beschwerliche Reise hierher unternehmen. Morgen kommt der Kleinhandel an die Reihe: von der einen Seite alle möglichen Rennthierprodukte, Walroßzähne, Fischbein und dergl., von der andern Thee, Zucker, Baumwollenzeuge, Eisenwaaren. Nachher findet auf Kosten Seiner Majestät eine Bewirthung der Tschukttschen statt, bestehend in Thee, Zucker und Weißbrod. Branntwein darf man ihnen nicht geben, da sie leicht trunken werden, und dann die Wildheit zum Vorschein kommt. Der

Ispravnik traktirt nur die Bornehmsten und schon an Schnaps Gewöhnten damit. Nachdem der Jahrmarkt geschlossen worden, sollen morgen verschiedene Spiele stattfinden, zu denen auch von uns einige Preise ausgesetzt sind.

Nun habe ich Dir noch die Visiten zu beschreiben, die wir mit Amramargin ausgetauscht haben. Am Tage nach unserer Ankunft traf ein Bote hoch zu Kennthier ein mit der Meldung, daß der Tajonn (Herr, Fürst) seine Aufwartung machen wolle. Bald darauf langte er selbst an nebst seinem Erbprinzen und einem Gefolge von sechs Personen. Er ist ein Fünzfziger mit starkem, graugesprenkeltem Haar, von gedrungener, äußerst kräftiger Gestalt, nicht so hohen Wuchses, wie die meisten seiner Landsleute (er reicht mir etwa bis ans Ohr). Ueber seiner gewöhnlichen, reich verbrämten Kennthierkleidung trug er einen scharlachrothen, mit breiten Goldborten besetzten Tuchmantel — ein Geschenk des Kaisers — um den Hals die große goldene Medaille mit dem Bildniß des Kaisers Nikolai, um die Hüften einen kurzen Degen, den sein Vater von der Kaiserin Katharina geschenkt erhalten. Seine Begleiter trugen die gewöhnliche Tracht, die nur mit Vielfraßfell verbrämt war, das die Tschuktischen besonders hoch schätzen. Nachdem uns Maydell als seine Begleiter vorgestellt hatte, wurde Amramargin zum Sigen genöthigt und ihm Thee nebst einer Zigarre offerirt. Das Gespräch drehte sich zunächst um den Jahrmarkt und ging dann auf unsere Reise über. Er erklärte, daß alles dazu vorbereitet sei und schien in sehr guter Laune zu sein, die durch einen Imbiß und das Geschenk eines Pud Tabak nur noch besser wurde. Nach einer guten Stunde brach er auf und lud uns für den folgenden Tag zu sich in sein Lager ein, das etwa 7 Werst von hier entfernt ist. Dieser Einladung mußte natürlich Folge geleistet werden, und so fuhren wir denn in sieben Kisten, mit allerlei Geschenken beladen, zu ihm hinaus. Unterwegs besuchten wir das Lager der Lamuten, die sich mit ihren Fellzelten nicht weit von hier niedergelassen haben, und kamen nach fabelhaft rascher Fahrt (die Hunde müssen die Kennthiere gewittert haben, die uns und ihnen zu Ehren geschlachtet worden, denn sie flogen geradezu) bei dem Zelte des Tajonn an. Wir wurden von ihm aufs Freundlichste empfangen und seinen Töchtern und deren Töchtern vorgestellt, auf welche die mitgebrachten Geschenke an seidenen und baumwollenen Tüchern,

Berlen, Korallen und dergleichen Plunder, den besten Eindruck machten. Nur Eau de Cologne und Pomade wußten sie nicht zu würdigen — ich fürchte, sie trinken das eine aus und beißen das andere dazu! — Das Zelt der Tschuktischen ist aus Rennthierfellen gemacht, die an kreisförmig aufgestellten Stäben befestigt sind. Rundum wird das Zelt am Boden mit Schnee beworfen. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, darüber eine Oeffnung in der Decke für den Abzug des Rauchs. Die Größe richtet sich nach der Familie und der Bornehmheit des Besitzers. Dasjenige unseres Fürsten mochte wohl 5 Faden im Durchmesser bei einer Höhe von 3 Faden haben. Jetzt böte aber ein solches Zelt bei der strengen Kälte doch nur sehr ungenügenden Schutz, wenn nicht an den Seiten noch kleine Stuben, sogenannte Paloggi, angebracht wären, deren Wände aus doppelter Lage von Fellen bestehen, deren Boden mit fünf- bis sechsfachen Fellen ausgelegt ist und in denen eine ewige Lampe mit sehr breitem Docht, gespeist durch Rennthiermark, Licht und Wärme verbreitet. In ihnen ist es ganz gemüthlich warm, ja sogar heiß, und man kann bei der strengsten Kälte ausgekleidet darin schlafen, was man in der besten jakutischen Jurte nicht riskiren darf. Nachdem wir in dem größern Palogg, quasi dem Staatszimmer, mit untergeschlagenen Beinen Platz genommen, wurde uns unser mitgebrachter Thee servirt und die Berathung unserer Reiseangelegenheiten begann. Ihr wißt, daß es Rennthier-tschuktischen und Kapttschuktischen giebt. In den 30er Jahren wurde der Häuptling der Letzteren, Lëut, von einem seiner Untergebenen, Chotto, ermordet, der auch so freundlich war, ihn gleich zu beerben. Dasselbe Experiment glückte Herrn Chotto noch mit einigen andern der reichsten und angesehensten seiner Landsleute, so daß er zu unumschränkter Herrschaft gelangte. Von den Rennthiertschuktischen aber wurde er nie anerkannt, ebensowenig von der russischen Regierung, die immer nur den Stamm Amramargin als Fürsten betrachtete. Da aber Chotto seinerseits dies nicht that, so verloren die Amramargin viel von ihrem Einfluß, obgleich der jetzige Tajonn den Sohn des angesehensten Anhängers Chottos im Zweikampf tödtete und diesen selbst zu einem solchen herausforderte, worauf jener aber nicht einging. Jetzt ist nun Chotto alt und schwach geworden und nach seinem eigenen Eingeständniß hat er an Ansehn eingebüßt, da sein Messer stumpf geworden, es bedarf daher nur

einer günstigen Gelegenheit für Amramargin, um ihn ganz unschädlich zu machen. Diese Gelegenheit bietet sich durch unsere Reise. Geht Amramargin mit einer russischen offiziellen Mission, die ihn als Fürsten, und zwar als alleinberechtigten, anerkennt und von Chotto keine Notiz nimmt, ans Kap, und entfaltet er dabei die gehörige Macht und einigen Glanz, so unterwirft er sich ohne Schwertstreich die Kap-Tschuktischen, die des Chottoschen Regiments längst müde sein sollen. Jedenfalls wird sein Ansehn sehr gehoben. Das ist seine Rechnung, und daß wir dabei auch gewinnen, ist klar, denn ohne genügendes bewaffnetes Gefolge wird er sich nicht in die Höhle des alten Löwen begeben. Unsere Unterredung endigte also zu beiderseitiger Zufriedenheit. Amramargin sorgt für die gehörige Zahl von Rennthieren und Leuten und, was eben die Hauptsache ist, reist selbst mit. Der alte Tajonn wurde durch ein paar Schnäpse in die rosigste Laune versetzt. Die Bewirthung war sehr primitiver Natur, aber alle Gerichte wurden vor unseren Augen mit musterhafter Reinlichkeit bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Altlivland.

(Fortsetzung).

Von der Zeit an ging ein böser Geist im Hause umher. Die Leute hatten es schlecht, die Karbatsche wammelte oft, das feindselige Wesen gegen Alles, was Adselisch oder Schwarzhöfisch war, nahm zu. Man stichelte auf mein öfteres Dahingehen und Fahren, als wären die Hausfreunde nicht gut genug; der Baron klagte, daß ihn Jeder verkenne, ihn mißbrauche und ihm untreu werde. Das war zu viel. Und als nun einstmals Ende September der an sich nichtswürdige Karl wenigstens fünf Ohrfeigen bekam, daß der arme Mensch zusammensank, und nun der Tyrann nach der Karbatsche rief, um die geheuchelte Ohnmacht zu vertreiben, welches durch Matschkas ernstes Dazwischentreten verhindert wurde — als dann, nachdem man sich zu Tische gesetzt, der Hader nicht aufhörte, und das Geschrei des Kochs unter den Fenstern zugleich mit dem Klatschen des furchtbaren Hausregiments Entsetzen verbreitete, da schob ich meinen Stuhl vom Tische zurück, stand auf, dankte für Alles und ging eilig von dannen. Ich packte ein, schrieb meine Rechnung, theilte den Leuten kleine Geschenke aus und ging über den Hof nach Adsel zu. Schon hatte ich die Hälfte des Weges zurückgelegt, als eine Droschke mich einholte und Simon die Bitte des Barons und der Matschka überbrachte: auf ein Wort zurückzukehren. Ich stand an es zu thun; auch die Kinder bitten, sagte Simon, da kehrte ich um. Der Baron mit seinem verbindlichen: Ich bitte, treten Sie näher, kam mir in der Hausthüre entgegen. Matschka reichte mir die Hand. Freund, sagte sie, so lassen Sie uns nicht scheiden, wobei sie bitterlich weinte. Der Baron entschuldigte sich mit Uebereilung, obgleich einen Fremden das Hausregiment

nichts anginge, wenn den Bestien die Köpfe zurecht gerückt würden. Ich räumte dies ein, lehnte aber alle Verbindlichkeit ab, solches mit ansehen zu müssen; Recht oder Unrecht möge der Baron beurtheilen, üben und verantworten, mich empöre eine solche Behandlung. Um dies Alles zu vermeiden, sei Trennung nöthig, und zwar auf der Stelle. Die funkelnden Augen des Barons verriethen aufwallenden Zorn, ich faßte mich aber entschlossen, sagte Lebewohl und ergriff die Thüre. Matschka und die Kinder hielten mich, so nicht zu gehen, doch wenigstens bis zum Ende des Jahres zu bleiben, alles Mißfällige solle entfernt werden. Der Baron versprach es auch, man gewann sich Rede ab; auch das Lästern gegen die Freunde in Adsel und Schwarzhof, welches ich ihm vorwarf, versprach er zu vermeiden, kurz, es kam nach treuherziger Erörterung, nachdem ich so ziemlich Alles erfahren hatte, was man in diesem Kreise von mir halte, zum Frieden bis zum Ende des Jahres; aber dann auch ohne Widerrede Adieu! Man bemühte sich, Wort zu halten, allein die Zartheit des Verhältnisses war zerrissen; der stete Müßiggang des Barons öffnete sein Herz allen Leidenschaften, und das stärkere Punschen verdampfte alle seine Vorstellungen. Ich gab mir keine Mühe mehr, durch Gespräche Manchem eine heitere Wendung zu geben; ich that mit Ernst, was sich thun ließ, und beschränkte mich mehr auf einsame Spaziergänge und auf meine Schreibereien. Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, damals das Neueste, entschädigten mich für die verminderten Besuche in der Nachbarschaft; nie wirkte ein Buch wohlthätiger auf die Seele, auf Phantasie und Verstand zugleich als dieses.

Zu sehr gelegener Zeit erschien die Aufforderung zum Landtage bei bestimmter Pön. Diese Reise nach Riga brachte Alles wieder ins Gleichgewicht. Man reisete bequem und langsam, der Neffe des Barons und Peterchen wanderten viel zu Fuß mit mir; die Natur fing an, ihnen zu gefallen, die geringen Versuche im Zeichnen hatten ihr Auge geschärft, manche Stelle aus einem Dichter wurde auf Hügel, Hain und Quellen angewendet, und bei dem Anblick des Glends äußerte sich bei ihnen ein lebendiges Mitleidsgefühl statt des ehemaligen Hohnes und Neckens. Die in der Vaterlandsgeschichte merkwürdigen Dörter, z. B. die Ebenen vor Wenden und die Ruinen des Schlosses, berühmt durch Zwans IV. Belagerung, wurden ihnen ansehenswerth. Das Borggefühl der Unab-

hängigkeit von gewohnten Bequemlichkeiten siedelte sich an, sie versagten sich sogar Manches, was ihnen sonst unmöglich war. In drei Tagen erreichten wir Riga. Holm hatte ausgewirthschaftet; der Commissionär Fink hatte ein besseres Quartier bei einem Zollvisitator Fischer unfern des Sandthores ausgemittelt. Man richtete sich anständiger ein; an regelmäßige Stunden war jedoch nicht zu denken. Hartknoch und die alten Bekannten wie das Schauspiel gaben der Freude genug; übrigens war ich entschlossen, allen Versuchungen, besonders Bücher und Bilder zu kaufen, zu widerstehen.

Im Hause tobte ein beständiger Wirbel von den Herren Mitbrüdern des Barons, seine Frühstücke fanden Beifall. Welch' eine Mannigfaltigkeit der Charaktere, der Titel und Würden! Aber Alle kamen darin überein: der Bauer sei eine Kanaille, den Pastoren müsse man die Flügel beschneiden, den Bürger drücken und sein Aufbucken beugen; sein Stolz wie sein Geld werde überwiegend und unausstehlich. Keiner verleugnete sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden, man zotete fein und grob, aß und trank, was nur hinunter wollte, und machte sich triumphirende Bekenntnisse von Pastoren-, Amtmanns-, Försters-, Müllers- und Bauersfrauen und -töchtern. Man redete von diesen und jenen Gegenständen der im Rittersaale gepflogenen Verhandlungen mit Widerwillen, Grobheit, feiner Durchhechelung oder Spitzfindigkeit pro und contra, ereiferte sich, den Bissen wegwerfend, vereinigte sich aber bald wieder beim Glase oder bei einer Zweideutigkeit, so daß ich ganz irre wurde, wie diese Männer und Jünglinge das Wahre finden, das Rechte abwiegen und das Gute befördern könnten. Viele von ihnen übertrafen den Baron D. . . . g an Wiß, Kenntnissen, Selbständigkeit und Methodik, Viele hatten auch die große Welt gesehen, Paris und Petersburg. Jetzt begriff ich den Grund ihrer Klagen über die Verletzung der Kapitulation von 1710, über Willkürlichkeit und Käuflichkeit der Beamten, auch die Repressalien, welche sie am Bauer ausübten und ausüben durften. Meine Seele wurde still und besonnen, ich fühlte mich mehr als je verwaist. Das Schauspiel wirkte niederschlagend auf mich; Hamlet, Verlichingen, Romeo und Julie zeigten immer Gewalt, Trug, Bosheit und Liebe in veredelter und abscheulicher Gestalt als Quelle und Aye aller Theatralien. Auch Sprons

schöne Welt hatte einen Riß bekommen. Die schöne Cousine war nicht glücklich verheirathet, Schönheit und Leichtheit verdarben sie und streuten Bitterkeit in den Kreis derer, die sie mit Liebe erzogen. Meine Gefnerisch-Klopstockische Welt gedieh nirgends, selbst in der Wildniß begann sie wie das Ideal von Unschuld und Seligkeit und endete immer gemein. Gott selbst schützte ja sein Paradies nicht. Ich folgerte furchtbar daraus; wohin meine Auge sich wendete, herrschte Uebervortheilung, Wein, Weiber, Gesang unter tausenderlei Formen und Gestalten. Es war der gefährlichste Lebensmoment für mich. Ewige Weisheit und Liebe, Erbarmen oder Licht dem zerbrechlichen Scherben, Mensch genannt!

Die Rückreise wie der Rest des Jahres machten sich ruhig. Alle Szenen des Versprechens, des Bittens, der Vermehrung der Gage auf 300 Rbl. erneuten sich, gleiteten aber ab. Mit 120 Rbl. Erspartem zog ich am Tage vor dem Christfest ab; Freund Meyer nahm mich in die gastfreundliche Hütte auf. Die Festtage entflohen wie ein leichter Traum in Ruhe, Stille und Ordnung, in stundenlanger Unterhaltung voll Leben, Trost, Erheiterung und Belehrung, im einsamen Studiren bei mancherlei Hilfsmitteln. Die Abenddämmerung brachte gewöhnlich Friebe, die Theestunde einige der Adelschen Damen, zum Abendessen blieb Niemand; man hatte Freude ohne Rumor und Gesellschaft ohne Belästigung. Niemand drängte sich in die Kirche; hoher Schnee, ungebahnter Weg, rauhe Luft und Schneegestöber machten Jedem seine warme Stube lieb. Meyer hatte seine deutsche Predigt am Neujahrstage 1787 vor etwa 10 bis 12 Personen gehalten; er zürnte weder den Seinen, noch mir und Friebe, weil wir sie nicht besucht hatten.

Als er vom Gottesdienste der deutschen Gemeinde zurückkehrte, brachte er folgende Kunde: Ein durchreisender Edelmann, der Herr Kreisrichter K...n auf Seltinghof, habe ihn schon früher ersucht, ihm einen Lehrer für zwei Knaben und zwei Mädchen zu empfehlen, und habe jetzt dies Anliegen erneuert. Er, Meyer, habe mich genannt und K...n habe ihm aufgetragen, mir die Stelle zu proponiren, und zwar sechs Stunden täglich, Mittwoch und Sonnabend vier, in den Elementarfächern, außerdem Französisch und Klavier, gegen freie Station, bestehend in Kost, Wäsche, Licht, Aufwartung und Equipage, und 300 Rbl. Silber. Er habe

gebeten, durch einen Expreffen nach Seltinghof das Ja, den Erfolg und sonstige Bedingungen nach Walk, wohin er seines Amtes wegen jetzt reisen müsse, zu melden; nach Heilige drei Könige wünsche er jedenfalls Entscheidung.

Freund Meyer rieth: Ja zu sagen; er kenne Herrn von R. . . . n zwar nicht genug, allein er habe studirt, einen guten Ruf, auf jeden Fall, er sei kein Baron D. . . . g. Fräulein Christine wollte ihn für einen feinen, indolenten Epikuräer halten, er treibe Alles ins Lächerliche. Die Erklärung: er sei kein Baron D. . . . g, bestimmte mein Ja ohne Weiteres. Es mußte überall gewagt werden, besser sich durcharbeiten und nehmen, wie es kommt, als lange dem überladenen Meyer auf dem Halse zu liegen.

Gegen Abend kam Friebe, bald nachher ein Oberstlieutenant von Essen von Treppenhof als Eingepfarrter; es war ein feiner, gebildeter Offizier und man empfing ihn mit wahrer Achtung. Seine Gemahlin war die Schwester Tochter des Herrn v. R. . . . n. Man ritt nun in die schöne Litteratur, er war nicht fremd darin, dann ins Militärfach und zuletzt sagte er freundlich: Wenn ich eine Regiment bekomme, so sollen Sie mein Adjutant werden; lange kanns mir nicht mehr entstehen. Die Kunde: ich gehe als Lehrer zu seinem Verwandten, machte ihm Freude, wie mir die Aussicht, dennoch zum Zwecke zu gelangen. Essen versprach mein Ja nach Seltinghof zu befördern, lud mich ein, bei meiner Fahrt durchs Gehöft nicht vorüberzufahren, kurz er schien Wohlgefallen an dem Fremdlinge zu haben. Das Dunkel der vorigen Tage heiterte sich belebend auf. Sieben Tage entflohen in frohem Gefühle, Friebe trauerte, er sehnte sich nach vier durcharbeiteten Jahren in eine andere Situation. Die Frau Pastorin, wie die Fräulein Schwestern setzten meine Wäsche in galanten Zustand, die Feldequipage, wie Fräulein Christine sie nannte, war leicht, doch nicht mangelhaft. In der Dämmerung des 7. Januars 1787 meldete sich ein Bauer mit zwei offenen Schlitten und drei Pferden von Seltinghof ohne irgend eine Adresse. Ich machte mich zur Abreise am andern Morgen fertig; die Fräulein und Friebe ordneten meinen Kasten. Am andern Morgen erwachte ich früh, und dachte: wie wird dir morgen früh zu Muth sein? Wirst du bei gelehrten, wichtigen und ironischen Leuten durchkommen, ohne lächerlich zu werden oder den Kopf einzustoßen? Ei was! der Herr

von K. hat studirt, wie es die Herrn Livländer in Leipzig thaten; er ist wichtig, so bist du wahr, und den Ironischen schlägt man mit Kälte und umgekehrter Waffe leicht. Thue das Deine treu, sagte ich mir, fürs Andern laß den Alten droben sorgen; dies stimmte mich wohlgemuth und leicht. Meyer versprach sich viel und wir gelobten uns beide Treue und öftere Kunde. Der neue Eliaschlitten und die Decke kündigten sich kladderig an und die Pferde schienen nicht Reißaus nehmen zu wollen; nun, desto gemächlicher läßt sich reisen und alles Begegnende besser betrachten. Friebe winkte mir bei der Ueberfahrt sein Lebewohl zu. Bald genug zog sich der Weg über unwirthliche Haide, durch vernachlässigte Wälder; auf einer Strecke von 15 Werst sah ich ein einziges Dörflein. Endlich kam Treppenhof, ringsum von Wald umgeben; hier wurde mir freundliche Aufnahme von der Frau v. Effen. Mein Mann ist nicht zu Hause, sagte die junge Frau, es wird ihm leid thun, Sie nicht zu sehen. Unterdessen lassen Sie sich ein Frühstück gefallen. Ein einziges Mädchen servirte eine einzige Pfanne voll gebackener Häringe, einfach, aber trefflich bereitet, dazu Brod und Schnaps; die junge Dame nippte mit, redete aber von Seltinghof weder Gutes noch Böses.

Die weitere Reise übergehen wir und geben gleich die Schilderung der Ankunft und des ersten Abends in Seltinghof.

Es dämmerte schon, da hielt der Mann am Krüge und rief lächelnd: Ekko Selting muische, nahm seine Mütze ab, strich sich die Haare hinter die Ohren und machte sich am Pferde etwas zu thun. Ich verstand ihn und gab ihm ein Trinkgeld nach Neuhoffscher Art; es schien ihn zu überraschen. Er eilte in den Krug und bald sammelte sich Alt und Jung um mich: Ekko jaune Aumeester Kungs, hieß es. Ein stattlicher, kräftiger Bauer bot mir treuherzig die Hand: Willkommen! Nix versteh Lattwesch, Herr nicht zu Haus. Aus Seltinghof strahlte schon Licht durch die Bäume; diese Nachbarschaft der Bäume, der Berge und der Wäldchen tröstete mich schon. Ein grader Weg führte nach dem etwa tausend Schritte entfernten Hof. Ein Brunnen war bei der Pforte, von Säulen umfaßt und mit einem Altane überdeckt. Der Hof war ziemlich quadratisch, darin ein gewaltig altväterisches Haus, mit wenigen Fenstern; Zypressensträucher und eine Fichte standen unter denselben. Es kam Niemand entgegen. Ich tafelte mich im dunkeln Vorhause ab und

tappte nach der Thür auf der erleuchteten Seite; endlich erwischte ich nach mehrmaligem Suchen den Drücker und die Thür flog auf. Zwei Frauen und ein Häufchen Kinder hockten hinter einem runden Tische, mit zwei Lichten besetzt; eine Menge Mädchen standen an den Wänden herum. Ich näherte mich dem Tische und nannte mich; Damen, Kinder und Mädchen sahen einander an. Endlich erhoben sich die Ersteren, freuten sich, mit sehr zweifelhaften Blicken, mich kennen zu lernen und baten mich, Platz zu nehmen. Der Kinderknäuel entwickelte sich, die Mädchen stellten sich hin, um mir ins Gesicht zu sehen, ein etwa achtjähriger Knabe stellte sich breitbeinig vor mich hin und betrachtete mich genau, ein etwas jüngerer lauschte hinter einer der Damen, ein elfjähriges Töchterlein warf prüfende Blicke auf mich, ach, sie schielte, eine kleinere endlich mit goldenem Lockenköpfchen trommelte auf dem Tisch. Es herrschte eine Todtenstille in dem ganzen wenig erleuchteten Zimmer. Diese Art des Empfanges befremdete mich und es fing mich an zu frösteln. Man fragte allerlei; endlich kam der Thee in einer faßartigen, doch blanken Maschine. Man schob mir Alles hin. Ist's gefällig? war Alles, was man sagte. Die schönere Dame charakterisirte sich durch die Anrede „Mama“ als Hausfrau, die jüngere als Tante; Sophie, Karline, Niklas, Karl bezeichneten sich bei ihrer Forderung: ich bitte mir aus. Ich blieb eintönig, doch gewann mir Niklas Rede ab mit der Frage: ob mir Wölfe begegnet wären? Hier holten sie Hunde und Schweine vom Hof weg. Ich verneinte, erzählte ihm aber von einer Klapper- und Wolfsjagd. Die Töchter mischten sich drein, Jedes gab sich in seinen Ansichten, Neigungen und Fertigkeiten. Karl hatte immer Recht bei der Mutter; er verdrehte dem Niklas die Worte, schob ihnen einen andern Sinn unter, lachte und rief: Mutter, hat Niklas nicht so gesagt? Wohl, lieber Karl, hieß es. Siehst Du, rief er, und nun hänselte er ihn, bis der Andere ihn schupste und weinerlich rief: Karl, laß mich zufrieden! Dieser aber neckte fort. Die Mutter blieb ernst und still bis auf das wiederholte: Ja, mein lieber Karl, Karl halt Friede, — aber Karl achtete weder des Einen noch des Andern. Nach drei Stunden tafelte man in dem nämlichen Zimmer. Karl setzte sich zuerst und obenan. Da sollte ja der Herr sitzen, sagte die Mutter. Nein Mutter, ich, wenn der Vater nicht da ist, der Alte hat's gesagt. Man gab vier Schüsseln, sehr gut bereitet, bot

mir dazu Bier und Wein an; ich genoß aber wenig. Die Kinder betrogen sich frei und manierlich; Karl erlaubte sich Manches. Um Vergebung, lieber Karl, steuerte dann die Mutter, nicht so! Endlich schlug die Uhr zehn. Sie werden müde sein, Herr, sagte die Frau v. K. . . . n. Lena, Grethe, Darthe, leuchtet dem Herrn hinüber. Wohltschlafende Nacht! Eine ebenso große Stube öffnete sich der Bohnseite gegenüber, sie war leer, kalt, feucht und hallend; das daran stoßende Eckzimmer mit stattlichem Gardinenbette wurde mir angewiesen, dabei stand ein netter Waschtisch, zwei Lichte und meine Sachen waren alle hübsch geordnet. Nur Kälte und Feuchtigkeitslasteten anhaltend und drückend die Nacht über im Zimmer; der von D. mir geschenkte treffliche Mantel und ein in Walf gefertigter weißer Flausrock machten es mir unter der leichten Decke erträglich. Einen Schatz fand ich im Nebenzimmer, wo ein reichlich gefüllter Bücherschrank unglücklicher Weise am Durchgangswege stand. Die offenen Thüren zeigten mir auf den ersten Blick unverantwortliche Sünden gegen die Achtung sonst geschätzter Werke in verschiedenen Sprachen. Alles deutete auf Valet einer blühenderen Zeit, auf ein unbegreifliches Preisgeben der Bücher, die hier so selten und so theuer waren. Außer einem Fortuna-Regelspiel und einem kleinen Spiegel, sowie Rohrsthühlen, fand sich nichts im ganzen großen Zimmer, kein Gemälde, kein Kupferstich. Baron D. . . . g hatte doch viele gute Sachen an den Wänden und mehrere in Rollen. Ich stand früh auf und machte mir Licht und begab mich an den Bücherschrank. Da fand ich überall Greuel der Verwüstung. Ein trüber Himmel verzögerte den Tag und kein Mensch ließ sich sehen oder hören. Ich machte mich ins Freie, überall lag tiefer Schnee; schmale, bloß eingetretene Fußstege deuteten auf schmalen Verkehr. Alle Gebäude, von Holz und alt, gaben dem Erbauer ein gutes Zeugniß der Solidität und eines strengen, ernstern Charakters; in Bezug auf den gegenwärtigen Pfleger hingegen zeigten sie nur Wiederholung des Zustandes im Bücherschrank. Es begegneten mir Hofesleute, sie rückten keinen Hut (in Neuhof nahmen sie ihn schon von ferne tief ab); das wunderte mich nach livländischer, freute mich nach deutscher Manier. So wanderte ich zwei Stunden lang umher, endlich schickte man mir Kaffee. Ich stattete nun die Visite im Wohnzimmer ab. Etwas klarer sah es darin aus als gestern Abend, aber den rechten Ton konnte ich nicht

finden; man redete nicht, ernste und erheiternde Bemerkungen beantwortete man mit einem feinen Lächeln, eine Verneigung mit: Bitte um Vergebung. Karl, ein schön gebildeter Knabe mit gelbem, wallenden Haar, schob sich aus einem Winkel in den andern, immer lächelnd, als unterdrücke er einen Schabernack, immer die Hände wie fröstelnd in den Hosentaschen, immer träge die Auflösung eines zweifelhaften Ereignisses erwartend, bei ungewöhnlicher Gelenkigkeit des Sprachorgans, welches allen Kindern, außer Niklas, eigen war. Ich bat mir die Erlaubniß aus, mich in den Büchern etwas umsehen zu dürfen. Recht gerne, antwortete die gnädige Frau, um Vergebung, es wird wohl nicht mehr viel da sein. Noch recht viel, Mutter, rief Karl, aber Onkel Peterchen (der Bruder der Frau v. K. . . . n) und der lange M—n zerreißen immer Alles und machen den Bildern Stugbärte und Zöpfe. Ich versuchte nun ein Verzeichniß der Bücher anzufertigen, wobei die Kinder mithalfen. Karl machte sich bald davon, Niklas, der Nefte der Frau v. K. . . . n, ein ehrlicher, offener Knabe, fragte unaufhörlich und da ich möglichst kurz und bestimmt antwortete, ohne ihm die Worte zu verdrehen und ohne ihn auszulachen, wie Karl beständig that, dem die Anderen meist folgten, so schloß er mir bald sein Herz auf. In den folgenden drei Tagen machte ich mich mit dem Charakter und den Kenntnissen der Kinder genauer bekannt, indem ich verschiedene Spiele anordnete und eine Schlittenbahn einrichtete. Es kam endlich heraus, daß man mich erst am Abend des zweiten Tages mit dem Vater zusammen erwartet hatte.

Der Morgen des 14. Januar verschaffte mir endlich die Bekanntschaft meines neuen Patrons, der in der Nacht aus Wall eingetroffen war. Eben saß ich am Schreibtisch, als ein stattlicher Mann mit einem Falkenblicke und einer Habichtsnase, derangirter Frisur, in türkischem Schlafrocke, gestiefelt, mit einer großmächtigen Pfeife dampfend hereintrat und mich in seinem Hause willkommen hieß. Ton, Ausdruck und Benehmen kündigten einen gewandten Weltmann an, dessen Züge von der Natur zum Helden entworfen, durch die Freuden des Lebens in den dreißiger Jahren schon etwas auseinanderfloßen. Der Herr v. K. . . . n kam bald auf den Zweck unserer Vereinigung. Seine Wünsche zeigten ein weiches Vaterherz, seine Grundsätze in der Erziehung einen Mann, der den Emil von Rousseau wohl gelesen hatte und ihn auch hier anwendbar fand.

Da widersprach ich denn und machte ihn auf Land, Volk und Ortsverhältnisse aufmerksam und fragte ihn, ob sein Karl, sein Einziger, auch vom ersten Augenblicke an so wie Emil wäre vorbereitet worden? Hier wurde er feuerroth, leugnete das Gegentheil nicht und warf mir eine etwas starke Schmeichelei in den Bart, die ich dann gleich mit der Erklärung abwälzte: daß ich kein Pädagog von Profession sei und ohne die Kinder, das Hauswesen und die Besuche des Hauses einigermaßen vorher gekannt zu haben, gar keinen Plan machen könne; treue Benugung der Zeit und Gelegenheit sei bei der Jugend der Knaben hinlänglich zur Vorbereitung, besonders wenn Gerechtigkeit und Wohlwollen bei den Erwachsenen vorleuchten. Herr v. R. . . . n gestand, es sei nicht Alles, wie es sein solle, man müsse mit der Welt leben, man könne nicht Alles ändern, man müsse sich in die Zeit schicken u. s. w. Nun gütigster Gönner, sagte ich, damit sprechen Sie mich als Erzieher los; als Lehrer will ich helfen, wo und wie ich kann, an Fleiß und Treue bei mir sollen Sie wenigstens nicht zweifeln. Nun umarmte er mich nochmals, wünschte sich Glück, für seine Kinder einen gutwilligen Lehrer, für sich einen aufrichtigen Freund gefunden zu haben, und versprach, so viel zu thun, als ihm das unbedeutende Amt des Kreisrichters, die weiten und öfteren Reisen verstatteten. Ich mochte wohl etwas Befremdendes in der Miene über das „Unbedeutende“ geäußert haben, der Herr v. R. . . . n wurde wieder roth, rieb den großen Pfeifenkopf und lenkte das Gespräch auf die etwa nöthigen Hilfsmittel. Er verwies auf seinen Bücherschrank, vielleicht lasse sich vorerst dort etwas auffinden.

mit klaren Augen fort, besonders wenn ich nicht zu Hause sein kann, die Eltern werden nicht undankbar sein. Der Kleine sträubte sich und glühte; er ließ die Hände in den Hosentaschen stecken, seine Blicke wurden spitzig, die aufgezogenen Mundwinkel deuteten auf unterdrückten Ingrimm. Nun ging man zum Frühstück. Nachher setzte sich Herr v. K. . . . n an ein Nürnberger Instrument von herrlichem Tone, phantasirte bloß zusammengenähte Passagen mit einigen Läuferspielen, viel Trillern und falschen Vorschlägen; es klang wie fertiges Spiel. Dann legte er Stücke von Pleyel*) auf, ich begleitete ihn auf einer überblasenen Flöte; der Patron hielt keinen Takt, sein Vergnügen stieg aber sichtlich. Er verlangte, ich möge das Instrument versuchen. Ich machte ein paar Gänge mit Bedacht und Sinn durch einige Tonarten und spielte dann den Choral: Wie schön leuchtet der Morgenstern. Ach, Doris, sagte Herr v. K. . . . n zu seiner Frau, wenn die Mutter da wäre! Gott gebe ihr einen guten Morgen! Nun sprach er von dieser mit einer Zärtlichkeit, die seinem Herzen Ehre machte. Dann kam er auf Musik, Herrn Hutischen Gesang und Wesen und lobte Alles mit Kenntniß. Die gute Mutter, bemerkte er, wäre eine Freundin der Gemeinde, er hätte sich im Weltsinne verloren; die Aeußerung eines seiner Lehrer: er solle ein Kind des Heilands werden und wenn er zehn Bretter vorm — hätte, habe den Widerwillen in ihm begründet, ein zweijähriges Studentenleben in Leipzig, der Besuch einiger Höfe, ein halbjähriger Dienst in Darmstadt, dann in Petersburg hätten ihn vollendet. Als achtzehnjährigem Chemanne wäre es ihm unmöglich geworden, umzukehren, sein Glaube habe eine schönere Richtung bekommen, ein ruhigeres Nachdenken gebe der Vernunft die Krone; wer sich am Unverständlichen erbauen könne, möge es thun. Voltaire leuchtete stark durch in Meinung und witzigen Wendungen. Karl hing an des Vaters Lippen und Blicken mit reinem Vergnügen, wie man es bei einem siebenjährigen Knaben wohl selten findet.

Jeder ging nun seines Weges, die Tafel brachte uns wieder zusammen. Das Gespräch schweifete schmetterlingsartig über alle Blüthen des Wissens; Herrn von K. . . . ns Jugendtage mußten fleißig gewesen sein. Sein gutes Gedächtniß und sein Geschmac

*) Ignaz Pleyel, ein Schüler Haydns, † 1830.

in der Auswahl und Anwendung guter Ideen, besonders französischer Pitteratoren, machten die Unterhaltung leicht und angenehm; ich lernte viel.

So entflohen zehn Tage mehr im Ahnden glücklicher Erfolge als im Erreichen auch nur eines festen Punktes. Karl faßte Alles leicht, allein die geringste Zurechtweisung, selbst vom angebetenen Alten, brachte ihn auf. Herr v. R. . . . n reiste endlich wieder fort, Karl war trostlos, eine Stunde lang blieb er vor der Thür. Gegen Abend desselben Tages erschien eine Kibitke. Ha, Madame Meinicke, rief Karl erfreut, die französische Schachtel! Sophie, Karline, da habt Ihr auch etwas. Ach, die Gouvernante, sagte Sophie sehr gleichgiltig; sie verlor in Fehkeln vor zwei Jahren ihren Mann, seit einem Jahre ist sie hier. Sie wallfahrtet schon zum zweiten Mal zum Grabe ihres Mannes. Sie thut mir leid, wenn sie weint, aber sonst zankt sie immer; wir glaubten schon, sie würde nicht wiederkommen. Madame erschien weder am Abend, noch an den folgenden Tagen, weil sie krank war.

Fast reute mich die Veränderung der Stelle. In Neuhof wie leicht Alles bei gleichen Vortheilen, hier, wie schwer, wenn das immer so fortgehen sollte; von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends keine Stunde frei! Karl machte mir am meisten Sorge, der Knabe war verschoben und durch nichts zu gewinnen. Es ging allmählich besser mit dem Unterricht. Eines Tages besuchte mich ein Hofmeister Cornelius*) aus Neu-Saitzen. Wir waren beide Zeit- und Zunftgenossen in Leipzig gewesen, hatten uns aber nicht gekannt; wir lebten viel in der Erinnerung jener Zeiten. Meyer hatte ihn mir als trefflichen Menschen gerühmt, und die Sage ging, er bewerbe sich um die Pfarre Arrasch bei Wenden. Ohne sich bestimmt zu erklären, rühmte er seinen Prinzipalen, den Baron Wolff. Wahrheit und Herzlichkeit sprachen sich überall bei ihm aus, doch herrschte bei ihm fast ängstliche Behutsamkeit in Wort und Miene; der ehrwürdige Professor Morus schien sein Vorbild zu sein. Beim Abschiede warf er wie von ungefähr hin: Ich schicke mich recht für den Baron Wolff, der habe auch in Dresden bei der Garde gedient; Friebe würde mich besuchen, ich solle doch mit ihm nach Saitzen kommen, dies Haus verdiene, gekannt zu sein.

*) Ernst Johann Cornelius wurde 1787 Pastor in Arrasch † 1820.

Etliche Tage später erschien Kapitän von L., der Bruder der gnädigen Frau, Onkel Peterchen genannt; eine widerliche, unsoldatische Figur. Die Freude der Schwestern wie der Kinder über den Besuch schien nicht übermäßig zu sein. Er logirte in der Bücherkammer, war also Wandnachbar von mir. Karl behandelte ihn wie den Niklas und spielte ihm allerlei Streiche, sicherte sich aber vor den Strammbüxen, die der Onkel reichlich austheilte. Unglücklicher Weise kam Madame Meinicke mit ihrem Mops als Vorläufer ebenfalls an diesem Tage zum Vorschein. Eine kleine, blasse, abgehärmte Frau in Halbtrauer, von interessant gewesenem Gesichte; die Reize des Halses waren etwas allzu durchsichtig besort, dazu kam ein aufflammendes Auge und welke, gelbe Hände, die mit schwarzen Ringen geziert waren und mit einer Porzellandose spielten. Sie suchte sich Würde zu geben und sah schneidend um sich bei der oft wiederholten Verbeugung. Onkel Peterchen machte den Galanten und übertrieb, es schien ihr zu gefallen; die Damen sahen sich verstohlen an, die Knaben sicherten und ahmten ihre Geberden hintern Rücken nach, die Blicke der Mädchen drückten Besorgniß und Mitleiden aus. Man ging endlich zu Tische und parlirte dabei französisch, wovon die Frau v. R. . . . n und Tante Lottchen nichts verstanden. Die Scherze des Herrn Kapitäns, die Dickhäutigkeit der Dame, ihre Tabaksnase, ihr offenbar getünchtes Wesen, der Mops auf ihrem Schoß beim Dessert, dies Alles zusammen ließ das Anfangs bei mir aufkeimende Mitleiden wieder zusammensinken; ich fand das Falsche im Benehmen der Erwachsenen wie den Muthwillen der Knaben nicht außer dem Gewöhnlichen. Wie sollte auch eine Thörin, voll von Ansprüchen und Widersprüchen und widerlichem Anstriche, die immer redet und abspricht, behandelt werden? Onkel Peterchen trieb am Nachmittag allerlei Poffen mit den Knaben, warf sie in den Schnee und machte verschiedenen Unfug; darüber entzweiten wir uns zuletzt. Bei dem Thee versuchte er seinen Witß an mir, Karl glänzte vor Freude. Der Unwille übermannte mich, ich schonte des Bruders und Onkels in Gegenwart der Schwestern und Kinder nicht und schloß: Wenn Ihnen Ihre nächsten Verwandten, die Kinder und der Hausfriede nicht achtbarer sind, als wie Sie es bis jetzt gezeigt haben, mit welcher Achtung kann ein solcher Kapitän vor seiner Frau stehen? Er wollte auffahren. Was ich am Kapitän auszusetzen

habe? Nichts, sagte ich kalt und fest, denn das geht mich nichts an. Nun, rief er, ich brauche keinen Hofmeister! Der möchte ich auch nicht sein, war meine Antwort. Vergessen sie sich nicht, schrie er. Ach, nicht doch, sagte ich, ich rede nur mit dem Onkel Peterchen, mit einem vernünftig geglaubten Menschen. Was geht Sie das an, schrie er, Sie haben kaum ins Haus gerochen und wollen — Jetzt geht mich das sehr viel an, war meine Antwort. Ich forderte im Namen des Vaters und des Menschenverstandes Ruhe, Achtung und Schonung der Kinder. Der feste Ton, mein in Positur Segen schien zu imponiren. Die Schwestern sagten kein Wort, die Töchter sahen erschrocken auf ihre Arbeit, Karl machte dem Onkel eine lange Nase, Madame Meinicke nahm fleißig Prieschen; eine feierliche Stille trat ein. Der Herr Kapitän ging mir seitdem aus dem Wege. Ich wartete sehnlichst auf die Rückkehr des Hausherrn. Statt dessen kam Friebe. Mit Vergnügen beförderten die Schwestern die erbetene Equipage nach Neu-Laizgen; Niklas und Karl fuhren mit.

(Fortsetzung folgt.)



L i t t e r ä r i s c h e s .

Adolf Harnack. Das Wesen des Christenthums. Sechzehn Vorlesungen. 3. Auflage (11.—15. Tausend). Leipzig, Hinrichs. 1900. 189 S.

Als es bekannt wurde, daß Professor Harnack Vorlesungen über das Wesen des Christenthums halte, war das erste Gefühl bei dieser Nachricht: Ueberraschung. Ist es schon an und für sich ein kühnes Wagniß, das Wesen des Christenthums schildern zu wollen, einer Größe, die sich heutzutage dem denkenden Geiste nur als sehr komplizirte Erscheinung darstellt, in ihrer Fülle von Gemeinschaften und Richtungen, Formen und Formeln ihr eigenthümliches Leben lebt und darum so überaus mannigfaltig gelehrt und beurtheilt wird, — so wächst dieses Wagniß noch, wenn ein Historiker — sei es auch ein Kirchenhistoriker — sich daran macht. Die Frage nach dem „Wesen“ einer Erscheinung ist und bleibt eine systematische oder — wenn man will — eine philosophische, jedenfalls ist sie zunächst keine historische.

Harnack hat sich trotz solcher Bedenken an diese Riesen-Aufgabe gewagt, er hat sie nun freilich sofort selbst auf das historische Gebiet hinübergeleitet; denn er sagt, eine derartige Größe wie das Christenthum werde gerade durch seine Geschichte und aus seiner Geschichte heraus verständlich. So bietet er denn thatsächlich etwas Anderes als auf dem Titel angekündigt ist. Sollen wir uns damit zufrieden geben, so müßten wir uns wenigstens auf einen anderen Titel einigen: das Evangelium Jesu und seine Geschichte — das ist es was Harnack hier bieten will.

Doch das ist äußerlich. Beim Studium des Buches — und studirt will es werden, zum flüchtigen Lesen eignet es sich nicht — wandelte sich die Ueberraschung in Staunen: diese Vorlesungen sind, schon rein formal betrachtet, eine imponirende Leistung.

Die Sprache ist dermaßen knapp und festgefügt, daß man staunen muß, wie Harnack so im mündlichen freien Vortrage hat reden können, selbst wenn man stilistische Korrekturen in Rechnung zieht, die er nach der Reinschrift des Stenogramms vornahm. Diese Sprache ist bei aller Klarheit so reich und so fein pointirt, daß man nicht immer bei erstmaligem Lesen den ganzen Umfang des Gedankenkreises erschöpft. Darum ist das ganze Werkchen nur von „besinnlichen Leuten“ zu goutiren, die sich schwerere Kost zumuthen können, — von rhetorischen Schnörkeln, geschweige denn von „schönen Worten“ oder gar Phrasen findet sich in dem Ganzen auch nicht eine Spur. — Das Staunen wächst, wenn wir bedenken, welche Menge von Arbeit schon vor dem Erscheinen der „Vorlesungen“ der wissenschaftlichen Welt von demselben Verfasser vorgelegen hat. Die Aufzählung seiner Werke kann ich mir sparen, aber schon ihr Umfang stellt diese Leistung in das rechte Licht, denn in dieser Darstellung ist Alles sorgfältig gesichtet und geordnet, aus den Quellen spricht das lebendige Evangelium zu uns in großer Mannigfaltigkeit, der Ausdruck ist bis ins Kleinste wohlbedacht.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte: 1) das Evangelium 2) seine Geschichte. Der erste Abschnitt schildert nach einer Einleitung über die Quellen und über Johannes den Täufer die Predigt Jesu. Sie wird in drei konzentrischen Kreisen behandelt: 1) das Reich Gottes und sein Kommen, 2) Gott der Vater und der unendliche Werth der Menschenseele, 3) die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. In diesen drei Stücken, von denen jedes einzelne das ganze Evangelium enthalte, erschöpft sich nach Harnack das, was Evangelium Jesu ist. — Darauf folgt eine Betrachtung der Hauptbeziehungen des Evangeliums a) zur Welt (Askese) b) zur Armuth (die soziale Frage) c) zum Recht (die Obrigkeit) d) zur Arbeit (die Kultur), dann die Frage der Christologie und des Bekenntnisses zu Jesu.

Der zweite Abschnitt giebt dann eine Geschichte des Christenthums im apostolischen Zeitalter, in der orientalischen, in der okzidentalischen Kirche und endlich im Protestantismus.

Die schönsten Partieen des Buches sind die Kapitel von den Beziehungen des Evangeliums zur Welt, zur Armuth und zur Arbeit, da sind in äußerst anziehender, feiner Ausführung die

Grenzlilien gezogen, ernst und rein tritt uns hier das Evangelium entgegen. Dazu kommt noch als besonderer Vorzug, daß wir durch die Art der Darstellung zu lebhaftem Interesse an den hier verhandelten Dingen gezwungen werden und der Mensch von heute ist es, um den es sich da handelt, seine Lebensfragen und die Bedürfnisse seiner Seele werden erörtert; die Fragestellung ist modern, die Probleme sind modern und man muß Stellung nehmen. — Ebenso fesselnd wie anregend sind dann natürlich alle historischen Kapitel, die ja das ganz spezielle Gebiet des Verfassers bilden.

Aber — und dieses große Aber muß nachdrücklichst hervorgehoben werden — an verschiedenen maßgebenden Stellen drängen sich uns die Grenzen auch dieser staunenerregenden Begabung und die Schwächen dieser feinen Leistung auf: der Historiker kann eben doch nicht Alles, daß das aber so deutlich hervortreten werde, ist wieder eine Ueberraschung. Ich greife um des Raumes willen und, um hier nicht zu theologisch zu werden, nur wenige Stellen heraus.

I. S. 16 ff. spricht Harnack über das Wunderbare im Evangelium und sagt, wir modernen Menschen, die nicht geneigt sind, den Wundern Glauben zu schenken, sollen uns durch die Wunderberichte der Evangelien nicht abschrecken lassen. Diese Beruhigung des modernen Menschen motivirt er, wie folgt:

a) damals waren Wunder etwas Alltägliches und einen strengen Wunderbegriff kannte man noch nicht; b) von hervorragenden Personen sind gewöhnlich gleich nach ihrem Tode Wunder berichtet worden; c) der religiöse Mensch kann Wunder erleben, weil er den Naturlauf nicht als zwingende Macht auffaßt, sondern weiß, daß derselbe von dem Göttlichen als einer mächtigen Kraft beherrscht und höheren Zwecken dienstbar gemacht wird. Immerhin gehört diese Vorstellung der Phantasie an; d) wir kennen auch heute noch längst nicht alle Naturkräfte, wie z. B. die Einwirkung einer Seele auf die andere. So brauchen wir nicht als Illusion abzuweisen, daß Lahme gingen, Taube hörten und Aehnl.

Alles über das Wunder Gesagte schließt dann Harnack ab mit dem Satz: „nicht um Mirakel handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Nothwendigkeit — oder ob es einen Gott giebt, der im

Regimente sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann“.

In diesem letzten Satz ist glücklicher Weise Alles zurückgenommen, was in den 4 Punkten mühsam aufgebaut war! In jenen Punkten die zum Theil einander widersprechen, zeigt sich Harnack als einen modernen oder fast als einen altmodischen Wunderfeind, der an kein „Mirakel“ glaubt und den kleinen Rest von Unerklärlichem einer „natürlichen Erklärung“ überläßt, wobei selbst die Phantasie hat zu Hülfe kommen müssen. In dem letzten Satz dagegen sagt er doch jedenfalls als seine ureigene Ansicht: es giebt einen Gott, der im Regimente sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann. Macht man mit diesem Satze Ernst — und das muß man, denn Phrasen schreibt Harnack nicht —, so haben wir hier ein offenes Bekenntniß zu dem größten Wunder, das einem nur mit Naturgesetzen und mit wissenschaftlicher Erkenntniß rechnenden Menschen niemals einleuchten kann. Gott sitzt im Regimente: d. h. der Allmächtige und Allgegenwärtige leitet Alles zu Seinem Ziel! Mag doch der Herr Professor oder sonst irgend wer versuchen, diesen Gedanken durchzudenken! als Gedanke ist er unvollziehbar, es ist eben ein Wunder, das jedes Versuchs, es denkend zu erfassen, einfach spottet. Haben wir also überhaupt einen solchen Gott, der im Regimente sitzt, so haben wir einen Gott, der Wunder thut, — freilich nicht überflüssige „Mirakel“, sondern nothwendige Erweisungen Seines Willens zur direkten Förderung Seiner ewigen Zwecke. Und ferner: Gottes naturbezwingende Kraft kann erbeten werden, sagt Harnack. Ist das nicht wieder eine Thatfache des Glaubens, die dem natürlichen Geschehen und der rein diesseitigen Auffassung von diesem Geschehen total widerspricht? Man sieht, Harnack der Wunderfeind bekennt sich hier unumwunden zu den größten Wundern; hier klappt ein Widerspruch zwischen dem modernen Historiker und dem gläubigen Bekenner. Einem systematischen Denker wäre dieser Widerspruch nicht entgangen.

II. In der Darstellung der Predigt Jesu, also dort, wo der Inhalt des Evangeliums wiedergegeben wird, ist merkwürdiger Weise nur ganz beiläufig von der Sündenvergebung die Rede (S. 39). Was Jesus unter Sünde versteht, wie die Vergebung der Sünde gerade das Wesentliche an Seinem ganzen Werk ist,

das fehlt; dabei steht die Erzählung von dem Anstoß der Schriftgelehrten an der Vergebung durch Jesus gerade bei Matthäus (Kap. 9) zu lesen, nicht etwa bei Johannes, den Harnack als historische Quelle nicht gelten läßt. Wie konnte dem Historiker diese Auslassung mit unterlaufen?

III. Wiederum steht es bei Matthäus (20, 28) geschrieben, daß Jesus selbst sagt, er sei dazu gekommen, daß er sein Leben gebe zu einer Erlösung für Viele. Von dem Tode Jesu aber als Opfertode für uns weiß Harnack dort, wo er vom Inhalt des Evangeliums spricht, kein einziges Wort zu sagen. Wenn Jesus in erhabener Rede sich über den Zweck seines Kommens ausspricht, so dürfte wohl eine solche Aussage mit in die Darstellung seines Evangeliums gehören, wenn dieses nicht verkürzt werden soll. Harnack bespricht die „Vorstellung“ vom Opfertode erst bei der Schilderung des apostolischen Zeitalters; allerdings muß er diese Vorstellung als grundlegend für die apostolische Verkündigung bezeichnen, gleichwohl läßt er sie eine Vorstellung sein, die keinen realen Heilswerth besitzt. Wie stimmt das?

IV. Ganz ähnlich steht es mit der Auferstehung Jesu. Hier geht Harnack ganz merkwürdige — und doch wieder scheinbar altbekannte Wege! Er unterscheidet zwischen der Osterbotschaft vom leeren Grabe und dem Osterglauben, daß Jesus lebt. Diese Unterscheidung sieht er bestätigt in dem Worte Jesu: „selig sind, die nicht sehen und doch glauben“. Dieses Wort aber ist nur so zu verstehen: selig sind, die nicht sehen, daß das Grab leer ist, und die doch auf die bloße Botschaft hinglauben, daß es leer ist. Jene Unterscheidung dagegen bleibt hinter dem zurück, was wir evangelischen Glauben nennen.

Doch genug. Wir lassen eine ebenfalls sich aufdrängende Erörterung über die Christologie bei Seite, stellen es auch einer genaueren theologischen Analyse anheim, zu prüfen, wie richtig und erschöpfend der Inhalt des Evangeliums im grundlegenden Abschnitt dargestellt ist, — und fassen unser Gesamturtheil dahin zusammen: die Ueberraschung führte zeitweilig zum Staunen, brachte aber manche Enttäuschung. Wir haben hier eine feine Arbeit und manchem „Modernen“ vermag sie das Christenthum näher zu bringen, Jedem seine Kraft und seine Bedeutung zu zeigen — in diesem Sinne ist sie zu empfehlen; trotzdem bleibt aber unser

Sehnen nach einer äquivalenten Leistung wie die war, die um die vorige Jahrhundertwende ein Schleiermacher mit seinen „Reden über die Religion“ gebracht hat, für unsere Zeit noch ungestillt. Wer kann, wer wird sie bringen? Kommen muß sie.

Rudolf Eucken. Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 3. Auflage 1899. Leipzig, Zeit und No. 492 S. 10 Mark.

Ueber dieses feine Buch kann man nur reine Freude äußern. Professor Eucken, der Jenenser Philosoph, ist mit seinen systematischen Arbeiten nicht glücklich gewesen, denn man kann kaum einen Zeitgenossen nennen, der so recht in das Geistesgebiet und den spezifischen Ideengehalt dieser Arbeiten eingedrungen wäre und mehr als kühle Anerkennung für sie übrig gehabt hätte. Ob das nur an der dort recht verwickelten Sprache liegt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls steht es ganz anders mit seinen historischen Büchern. Hier ist die Darstellung bei aller Erhabenheit der Sprache eine klare, die Schilderung fremder Ansichten eine durchsichtige und plastische, die Gruppierung fein und geschickt. Das gilt in ganz hervorragendem Maße von dem vorliegenden tiefgründigen Werke, das in kurzer Zeit bereits die dritte Auflage erlebt hat.

Das Buch will keine Geschichte der Philosophie sein, sondern einen Ueberblick geben über die Anschauungen vom Leben, dessen Inhalt, Werth und Wesen, wie sie von den größten Denkern alter und neuer Zeit gedacht und entwickelt wurden. Um diese Anschauungen richtig zu beleuchten, hat Eucken jedesmal die ganze Zeit mit geschildert, in der die einzelnen Denker gelebt und innerhalb deren sie — zum Theil im Gegensatz zu ihr — ihre Ideen gebildet haben. So allein zeigt sich bei jedem Einzelnen das Neue, das er gebracht hat, und das Bleibende, das die Menschheit ihm verdankt, wird gerecht gewerthet.

Drei Theile hat das Buch: das Griechenthum, das Christenthum die Neuzeit. In seiner Ausführung ist das Griechenthum in seiner Eigenart vorgeführt, vor der Ueberschätzung der Durchschnittsart griechischen Volksthums wird gewarnt; um so höher werden die führenden Geister gestellt, am höchsten natürlich Plato und Aristoteles. Plato, die „universale, gewaltige Persönlichkeit“, Aristoteles, der Mann „mit dem großen Ernst und der stillen Freude an weltdurchbringen-

der Arbeit“, so stehen sie wieder vor uns und haben auch uns modernen Menschen noch Manches zu sagen. Dann folgen die hellenischen Systeme, darauf die „Wendung zur Religion“, wie sie namentlich in dem großen und eigenartigen Plotin ihren bedeutendsten Vertreter hat. Reiche Aufschlüsse über griechisches Wesen und hellenische Lebensauffassung giebt dann der Abschnitt: die Größe und Grenze des Alterthums, welcher zum zweiten Theil, der Betrachtung des Christenthums überleitet. Dieser Theil verdient in besonderem Sinne die Bezeichnung „fein“. Es zeigt sich in diesen Blättern, ein wie reiches und tiefes Verständniß Eucken für das Christenthum hat. Er ist selbst von der einzigartigen, unvergänglichen Größe Jesu erfaßt, „von dem wir auch heute trotz eingreifender Wandlungen nicht loskommen können“, denn Eucken weist wieder einmal schlagend nach, daß es sich hier im Christenthum nicht um ein Gedankengefüge handelt, sondern um Rettung der Seele, die von keiner Philosophie geboten werden kann; er weiß, daß das Christenthum auch heute noch trotz Kultur und Fortschritt im Stande ist, seine altbewährte Kraft zu entwickeln, mit der es sich an alle tieferen Gemüther wendet, indem es ihnen sagt: tua res agitur! — Zunächst überrascht es uns, unter der Rubrik der „großen Denker“ auch Jesu zu begegnen, denn er ist uns mehr, viel mehr als ein großer Denker. Aber man muß nur den Titel des Buches: „die Lebensanschauungen“ in dem Sinne, den Eucken diesem Worte beilegt, verstehen, um zu wissen, daß er verpflichtet war, die Anschauung des Meisters aus Nazareth in sein Werk aufzunehmen.

Da wir von Harnack herkommen, liegt der Vergleich nahe — und ich muß trotz aller Unterschiede in der Aufgabe, die beide sich stellen, diesen Vergleich vollziehen: er fällt zu Gunsten des Philosophen aus, der das Wesentliche und das Eigenthümliche im Christenthum — die Heilung des Risses zwischen Gott und Mensch, und „den leidenden Gott“ — besser hervorzuheben weiß als der Theologe. Ich fühle mich stark versucht, sag- und seitenweise die allerwerthvollsten Stellen auszuschreiben, um diese Behauptung zu erhärten und zum Lesen des Buches anzuregen. Ich muß es mir versagen. Aber ich spreche meine Freude darüber aus, daß endlich wieder in einem philosophischen Werke eine so vortreffliche Darstellung des Christenthums zu finden ist. Das ist

erquickend gegenüber der Unmasse verkehrter und entstellender Entwürfe oder Abhandlungen, die durch Verwässerung und „Humanisirung“ d. h. Entwerthung des Christenthums viel Schaden anrichten: sie schaden natürlich nicht dem Christenthum selbst, erschweren aber seine „innere Mission“.

Weiterhin schildert Eucken dann Origenes, Gregor von Nyssa, Augustin, Thomas, Luther sowie die Schweizer Reformatoren. Damit schließt der zweite Theil. Der dritte enthält die Anschauungen der Neuzeit, die zuerst im Allgemeinen fesselnd charakterisirt und in ihrem Verhältniß zum Christenthum betrachtet wird. Bei allen großen Denkern der Neuzeit weist er darauf hin, daß sie sämtlich irgendwie zum Christenthum Stellung nehmen müssen, weil diese größte Geistesmacht sie innerlich dazu zwingt: von der Renaissance geht es da zur Aufklärung (besonders eingehend Spinoza), von da zu Kant, der Klassik, der Romantik und den Großen des 19. Jahrhunderts. Er schließt mit Schopenhauer und Comte, Darwin und Häckel, berührt auch noch den neuesten Subjektivismus. Ueberall haben wir einen gewiegten Führer, der in allen Systemen das Leitende und das Bleibende herauszufinden weiß.

Ich habe mir fest vorgenommen, das Euckensche Buch immer wieder vorzunehmen und immer von Neuem zu studiren, es hat eine große Anziehungskraft und giebt reichen Gewinn für Geist und Gemüth. Deshalb rathe ich Vielen zu einem gleichen Vorsatz.

Georg Langscher. Friedrich Nietzsche und die Neu-Romantik. Eine Zeitstudie. Dorpat J. G. Krüger. 102 S.

Dieses Büchlein heißen wir willkommen. Es will der allgemein verbreiteten Verurtheilung des vielgeschmähten Philosophen entgegenarbeiten, einer Verurtheilung, die sich nicht die Mühe gebe, die Schriften Nietzsches zu lesen. Nur könnte und müßte man der entgegengesetzten Stellungnahme, der blinden Begeisterung für Nietzsche, ebenso entgegentreten wie der Schmähung; denn die Begeisterung stützt sich häufig auf ebenso mangelhafte Kenntniß wie die Verwerfung, klammert sich ähnlich wie diese bloß an die Schlagwörter, die sich in aller Munde befinden, und weiß nicht, was dahinter ist.

Um seinen Zweck zu erreichen, giebt der Verfasser vor Allem ein Kapitel über „Nietzsche und seine Zeit“, wo er klar und gut ausführt, daß die Ideen Nietzsches durchweg nicht aus ihm, dem

einzelnen Individuum, als etwas Unfaßbares hervorgebrochen, sondern aus unserer ganzen Zeit hervorgewachsen sind und namentlich der Gemüthsstimmung unserer Tage entsprechen. Diese Ideen sind zum Theil vorbereitet in neueren Sturm- und Drang-Geistern; die Sorgen und Nöthe unserer Zeit, der moderne Pessimismus, die Skepsis, der Individualismus, die Dekadence, — alles dieses findet eine verständnißvolle Beleuchtung und bildet den Boden, auf dem die Werke jenes armen Einsamen gewachsen sind. — Es folgt ein Ueberblick über Nietzsches Entwicklungsgang. Klar werden hier die verschiedenen Perioden des Werdeganges dieses glänzend begabten Geistes vorgeführt: der anfängliche schwärmerische Idealismus, der spätere Positivismus, der immer noch mit einem unterschiedenen Optimismus verbunden ist und in Nüchternheitsmoral ausklingt, der aber dann in Skeptizismus übergeht und mit der „Umwerthung aller Werthe“ im „Uebermenschenthum“ „jenseits von gut und böse“ endet. Diese letzten Stadien werden in besonderen Kapiteln ausführlich behandelt.

Wir haben hier eine sorgfältige Analyse der Gedanken dieses hervorragenden Geistes. Schritt für Schritt geht Langsicher den kleineren und größeren Arbeiten Nietzsches nach und schildert mit großer Objektivität, wie dieser so oft und so rasch seine eigenen Ansichten verwerfende und ins Gegentheil seiner selbst umschlagende Philosoph allmählich zu den merkwürdigen umstürzenden Behauptungen gekommen ist, die er schließlich einer staunenden Welt ins Angesicht geschrieen hat. Langsicher zitiert sehr viel Nietzsche selbst und das ist ein Hauptvorteil dieser Studie, denn so allein gewinnt man einen lebendigen Eindruck von der dämonischen Kraft und dem eigenthümlichen Zauber der Sprache des einsamen Denkers. Er hat wie Wenige unsere Sprache beherrscht und mit genialem Griff eine ganze Menge von originellen Wendungen und drastischen Beziehungen geschaffen, die merkwürdig rasch allgemeine Verbreitung fanden und fortan zum Gemeingut deutscher Schriftsteller gehören werden. Es wird uns dann auch klar, wie diese glänzende Gabe mißbraucht und verzerrt wurde, wie Nietzsche sich in sichtslicher Selbstzufriedenheit an sprachlichen Spielereien ergötzt und mit Wortspielen und Gedankenblitzen jonglirt, oder schimpft und faucht, wie das auch nur Wenige verstehen.

Aber das ist nur das Formale. Wir schauen tiefer in die

Geistesarbeit hinein und finden einen geradezu hellseherisch scharfen Beobachter und schonungslos aufrichtigen Verächter moderner oberflächlicher Sinnesart in Kunst und Leben, in Litteratur und Moral. Wie klassisch versteht Nietzsche die glatte Mittelmäßigkeit und nicht minder fein die flache Behaglichkeit moderner Genußmenschen an den Pranger zu stellen! Ob solche Leute, die sich gerne an Nietzsches Fersen heften und sich mit seinem — falsch verstandenen — Uebermenschenthum brüsten, — ob sie auch ahnen, wie er diese Sorte in tiefster Seele verachtet!

Weiter wird dann gezeigt, wie dieser große Geist allmählich sich verfinstert, denn anders kann man ja den sich immer steigenden Haß des armen Kranken gegen alles Gute und alles Bestehende, den tragischen Haß gegen Moral und Religion nicht begreifen; tragisch ist dieser Haß, weil Nietzsche gerade das am glühendsten haßt, wonach er sich am intensivsten sehnt. Was ihm fehlt, das flieht er, was er braucht, verfolgt er; daß ihm auch die vielgeschmähte Religion innerlich nicht fremd ist, wird ziemlich allgemein zugestanden. Tangscher selbst spricht nur an einzelnen Stellen von der allmählichen Verfinsternung, von dem Hoheitswahn und dem nervösen Rauschzustande, in dem sich Nietzsche zeitweilig befand. Aber auch die objektivste Wiedergabe der Gedankenketten muß ja auf den traurigen Ausgang vorbereiten, der in jahrelanger Unnachtung so bedauerlich verfloß.

Zweierlei ist zu Tangschers Arbeit zu bemerken. Erstlich werden die enragirten Klassiker, deren es zum Glück auch bei uns nicht Wenige giebt, ihm scharf zusehen, daß er Nietzsches überreizte Nervenstimmung und seinen abstrakten weltentrückten Idealismus „zum Theil“ auf das „einseitige Unterrichts- und Erziehungs-System“ in Schulpforta zurückführt. Wer etwas von dem Segen dieser großartigen Anstalt ahnt, kann nicht so urtheilen.

Zweitens macht sich in dem ganzen Buch das Fehlen eines eigenen Urtheils allzu sehr fühlbar. Es wird gut und genau analysirt, aber man möchte doch auch einmal ein Urtheil hören: einerseits ein Entzücken über die eigenartige Sprache oder über die hellseherische Psychologie, andererseits ein Entsetzen vor der konsequenten Dekadence und der Umwerthung, die doch nicht nur eine „scheinbare“ ist. Denn der letzte kurze Absatz auf Seite 67, der wie ein Urtheil klingt, ist doch dafür ein wenig dürftig, er

reicht nicht aus zur Beurtheilung einer derartig umfassenden Kritik an Allen, wie Nietzsche sie geübt hat.

Den Schluß des Büchleins bilden Betrachtungen über die „Neuromantik“, über die neuere und neueste Litteratur, die Defakenten, Sensitiven, Symbolisten, Diaboliker u. s. w. Diese Uebersicht, die eine Menge Namen aufführt und häufig nur die Namen oder ein paar Zeilen schlagwortfreudiger Beleuchtung — sie ist doch sehr lehrreich, denn sie zeigt bis zur Evidenz, daß die neueste Litteratur von Nachtretern und zum Theil von Karrikaturen Nietzsches wimmelt. Was sind die Maeterlinck und die Ellen Key für Jammergestalten gegen den ihnen Richtung und Nahrung gebenden Herrschergeist! Sehr interessant ist die folgerichtige Schilderung der modernen Phantasten und Nervösen bis zu den Abstrusen und in Tollheit Schwelgenden. Bei Allen ein Stück Nietzsche-Stimmung, ein Theil des Nietzsche-Typus, der durch unsere Zeit geht.

Viel kann man aus Tantschers Schrift lernen, sie ist eine erfreuliche Bereicherung nicht nur der baltischen Litteratur. Den modernen Menschen lernt man kennen mit dem, was er hat, auch mit dem, was er braucht. Zum Glück giebt es auch Solche, die sich bemühen ihm das zu geben, was er wirklich braucht!

Sam. Sanger. John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay. Straßburg, Ed. Feig. 1901. — 222 S.

Die großen Engländer werden gewöhnlich erst nach ihrem Tode in Deutschland bekannt; erst, wenn ihre Bedeutung sich in ihrem Heimathlande schon bewährt hat, öffnet sich die Möglichkeit, für ihre Werke Verleger, Uebersetzer und Leser zu finden. Das ist begreiflich und hat feste Gründe. So ging es mit Kingsley und Robertson, ebenso mit Carlyle, der jetzt so viel gelesen, bewundert, verehrt wird. Ähnlich geht es nun mit John Ruskin, nur ist dieser noch durchaus im Stadium des großen Unbekannten, von dem man mehr ahnt als weiß. Das wird bald anders werden: alljährlich erscheint wenigstens ein Werk des großen Schotten in deutscher Sprache, ebenso eine ganze Reihe von Schriften über ihn.

John Ruskin, geb. 1819, gest. 1900, war ein reich und tief beanlagter Schotte, der sich als Sohn eines Millionärs ganz auf das Studium der Kunst legt, hauptsächlich in Florenz und Venedig in die herrlichen Werke der Architektur und Malerei sich vertieft und dann, schon von 24 Jahren an, große Werke über Kunst und

Kunstgeschichte herauszugeben beginnt. In diesen Werken versucht er, eine neue Auffassung der alten Kunstwerke, besonders eine warme Begeisterung für die Gothik zu wecken, — und das Charakteristische dabei ist dies, daß er in allen Kunstwerken den tieferen Sinn, die Seele ihrer Meister sowie ihrer Zeit zu lesen vermag. Da steht ihm denn die Psychologie der Gothik am höchsten. Die so gewonnenen Grundsätze wendet er auch auf die moderne Kunst an und wird bahnbrechend in der Kunstkritik, bereitet durch energisches Eintreten den englischen Prärafaeliten einen sicheren Boden. Die ästhetische und historische Feinfühligkeit erweitert sich ihm aber zu moralischem Ernst und zu sozial-ethischer Propaganda im besten Sinne des Wortes: zunächst so, daß er das Kunstverständnis seiner Volksgenossen heben, Interesse und Sinn für Kunst auch bis in die untersten Kreise hineinbringen will, — dann aber so, daß er die moralischen Werthe, die sich ihm aus der ästhetischen Betrachtung als bleibende ergeben haben, ebenfalls unter seinen Landsleuten verbreiten will. So wird der Aesthetiker zum Moralisten, der Historiker zum Prediger.

Dieses Streben führt Ruskin endlich dazu, mit scharfer Kritik an die heutigen sozialen Zustände heranzutreten und die Schäden aufzudecken, die zum Theil durch die von ihm als falsch erkannten Lehren der herrschenden national-ökonomischen Theorie sowie durch die verkehrte soziale Gesetzgebung Nahrung erhalten. Das will viel sagen im Lande eines Ad. Smith und Mill. Hier liegt nun ein neuer Schwerpunkt seiner reichen Thätigkeit: durch Schriften, durch Vortragsreisen, auch durch praktische Versuche, mit Hilfe seines großen Vermögens gewisse Kreise der Arbeit in die rechten Bahnen zu lenken, — so wirkt er anregend, klärend und läuternd. Der entscheidende Werth ist ihm in Allem nun nicht mehr der ästhetische, sondern der ethische, — diesem aber in der Welt der Arbeit und des Handels, überhaupt in der Welt des Erwerbs Geltung zu verschaffen, ist das Hauptstreben seines langen Lebens geworden. Das ist ein großes Verdienst gegenüber einer Riesenströmung, die gerade jene Gebiete als solche betrachtet, welche ausschließlicher Materialisirung des Lebens preisgegeben seien.

Einen solchen Mann kann man wahrlich lieben, und ihn kennen zu lernen ist gewiß der Mühe werth. Das Buch von Sängler über Ruskin ist fraglos geeignet dazu, dies Kennenlernen

zu vermitteln. Außerdem würde sich empfehlen, zu den bisher erschienenen Bändchen „Gedankenlese aus den Werken John Ruskins“ zu greifen (bei Ed. Heitz, Straßburg). Sängers schreibt etwas schwerfällig und vertieft sich vielleicht zu speziell in die Schilderung des national-ökonomischen Aufbaus seines Helden. Da werden ihm nur Wenige folgen. Fast amüßant wirkt die — an sich begreifliche — Begeisterung für Ruskin da, wo er ihn mit dessen beiden Konkurrenten in der Gunst der Leserschaft und in der Bedeutung für ihre Zeit vergleicht. Der Vergleich endet stets zu Gunsten Ruskins. Ein Zweites, was auffällt. Ruskin wird als tiefreligiös geschildert und doch fällt der Religion — wenigstens nach der Schilderung Sängers — gar keine Bedeutung in seinem Lebenswerke zu. Ist das wirklich denkbar, wo es sich ihm fast immer um ethische Werthe handelt? Das ist ein Räthsel.

Ellen Key. Essays. Autoris. Uebersetzung von Francis Maro. 2. Aufl. 1900. Berlin, S. Fischer. 350 S.

Bekannt ist das Wort des Kirchenvaters Tertullian: anima naturaliter christiana, die Seele des Menschen ist von Natur Christin, d. h. die Seele jedes Menschen, auch des Heiden, hat eine Anlage und bewußte oder unbewußte Hinneigung zum Christenthum, sie ist daraufhin geschaffen, Christin zu werden. Das ist ein schönes, tiefes Wort. Um so schmerzlicher berührt es, Menschen zu begegnen, die ihrer anerschaffenen Natur dermaßen untreu werden, daß sie nicht nur nicht Christen sind, sondern den Namen des Christen weit von sich werfen. Besonders schmerzlich wirkt das bei einer Frau. Man fühlt sich oft veranlaßt, das Wort des Tertullian speziell auf die Seele der Frau anzuwenden. Wie traurig, einer Frau zu begegnen, die mit voller Entschiedenheit einen ausgesprochenen Atheismus bekennt und den Eindruck erwecken will, als habe sie das Christenthum nie besessen oder längst aufgegeben, weil überwunden. Eine solche Frau ist Ellen Key.

Wer sie ist, habe ich nicht erfahren können. Sie soll Schwedin sein und es hätte auf dem Titel keineswegs gestört, wenn bei „Uebersetzung“ dabeigestanden hätte „aus dem Schwedischen“.

Die Essays, die hier schon in zweiter Auflage vorliegen, wollen vor Allem Beiträge zur Frauenfrage liefern, dann aber in neuer Moral und neuer Weisheit einen Ersatz bieten für christliche Moral und christliche Religion. Das ist in einer ganzen Reihe

gesonderter Artikel ausgeführt. Das allen Artikeln Gemeinsame ist zunächst das, daß Ellen Key bei jeder einzelnen Frage ein Zukunftsbild entrollt, wie herrlich und köstlich Alles sein wird, wenn man ihren Ansichten, Wünschen und Rathschlägen folgt. Da bekundet die Verfasserin eine blühende Phantasie, da entwickelt sie eine glänzende Beredsamkeit und malt mit satten Farben. Mit dieser Eigenthümlichkeit giebt sie sich als Dichterin zu erkennen, und darin sehe ich ihre Hauptaufgabe, ja an manchen Stellen ertönt aus den schönen Worten reine Musik. Sie selbst aber scheint sich mit dem Ruhm einer Dichterin nicht zufriedengeben zu wollen, sondern strebt offenbar nach dem ihr höher erscheinenden Lorbeer des Weisen, des Philosophen. Diese Gabe aber ist ihr thatsächlich versagt: da giebt sie sich Blößen, die das Ensemble stark beeinträchtigen.

Die wiederholt hervortretende Ueberhebung über das Christenthum steht auf sehr schwachen Füßen, denn hier beweist Ellen Key mit bedrückender Deutlichkeit, daß sie das Christenthum, auf welches sie von oben herabsieht, so garnicht genügend kennt. Außerdem springt bei ihren Aussagen über die Moral eine unbewußte Abhängigkeit vom Christenthum auffallend in die Augen. Welch ein Mißverständniß liegt in der eigentlich schon veralteten Behauptung, daß das Christenthum die Persönlichkeit in ihrer Selbständigkeit nicht zu ihrem Recht kommen lasse! Welche ahnungslose Befolgung christlicher Grundsätze haben wir in der hier immer wiederholten Forderung, daß unsere Seele wachsen solle. Ich möchte dem gegenüber die ernste Frage erheben, ob Ellen Key wirklich unter allen älteren und neueren „Entdeckern der Seele“ Jemanden zu nennen wisse, der das Wachsthum der Seele mehr gefördert und den einzigartigen überragenden Werth der Seele ursprünglicher und überwältigender ans Licht gebracht hat als der, der gesprochen hat: „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“

Die Verfasserin hat große Verehrung für alle möglichen, zum Theil aus dem Schutt der Vergessenheit ausgegrabenen „Größen“, wie Bauvenargues, Amiel, Jefferins, auch für Maeterlinck, den sie als Lehrer des Seelenwachsthums preist. Aber auch in diesen begeistertsten Artikeln über ihre „Typen“ giebt es erschreckend wenig Neues, vieles Nebelhaftes. Am meisten erschrickt man aber über

die Worte, in denen sie eine Art Ersatz für die christliche Religion kennzeichnen will; sie sagt wörtlich S. 171: „Bauvenargues mußte die Hoheit seiner eigenen Seele zu der seines Denkens legen, um schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zu der Idee erheben zu können, die seine Mitwelt damals noch nicht ahnte und die unsere Zeit noch nicht erfaßt hat; die Idee von der Selbstherrlichkeit des Menschen (!!). Diese Idee hatte schon bei Bauvenargues die Inbrunst einer Religion erhalten, oder richtiger gesagt: sie war die neue Religion (!), in die man nur durch Selbstvertiefung eindringt und deren einziger Gottesdienst die Erweiterung der eigenen Seele ist“. Die Ausrufungszeichen habe ich gesetzt und ich denke, dies Zitat genügt, um zu zeigen, welchem platten vulgären Rationalismus die Verfasserin huldigt. Auf den fällt doch heutzutage schwerlich Jemand hinein, denn er ist von Kant und von Schleiermacher philosophisch und theologisch vor 100 Jahren überwunden und kann für ernste Menschen — ich hätte beinahe gesagt: für „Männer“ — nicht in Betracht kommen.

Und dennoch! Ellen Key kann unsere Tertullianische These nicht entkräften. Wie schon angedeutet, bricht die natürlich-christliche Seele bei ihr immer durch; könnte man ihr ruhig auseinandersetzen, wie ihre besten Gedanken im Christenthum nicht nur Platz finden, sondern zum Theil von ihm sogar gefordert werden, — wer weiß, ob sie dann so fern bliebe!

Man erlasse mir, auf die Apercüs zur Frauenfrage einzugehen. Sie sind nicht die besten und führen nicht sehr tief. Den Artikel „das Weib der Zukunft“ kann ich als poetische Utopie wohl goutiren, ebenso den Artikel „Stille“ als poetischen Traum. Ueberhaupt lasse ich sie als Dichterin gelten, trotzdem der „Abend auf dem Jagdschloß“, der ganze 138 Seiten füllt, von so hervorragender Langerweile strotzt, daß ich mich zu dem heroischen und nicht bereuten Entschluß aufraffte, ihn nach Absolvierung der ersten Seiten ungelesen zu lassen.

Dr. **Wilhelm Bode**. Göthes Lebenskunst. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. 1901. 229 S.

Großes Vergnügen kann ich dem versprechen, der zu diesem netten Büchlein greift. Göthe wird uns hier gleichsam im Schlafrock vorgeführt, deshalb ist der Titel eigentlich irreführend. „Wie er wohnte und wirtschaftete, wie er sich kleidete, wie er aß und

trank, wie er seine Gesundheit stärkte und Krankheiten ertrug, wie er sich gegen Fremde und Freunde verhielt, wie er liebte und wie er verheirathet lebte“, — dieses und vieles Andere enthält das Bodesche Schriftchen. Durch genaue Schilderungen, die sich sämmtlich auf sorgfältig gesammeltes und wohl beglaubigtes Material stützen, wird der große alte Meister, der geradezu ein zweiter praeceptor Germaniae geworden ist, uns ganz bedeutend näher gebracht, er wird uns vertrauter, ja verständlicher und lieber. Dr. Bode, der selbst begeisterter Götheforscher ist, bemüht sich nun auch eifrig, seinen Helden in das günstigste Licht zu rücken und Alles zum Besten zu kehren. Aber das ist kein Fehler, eine auffallende Schönfärberei erfordert das nicht, denn die Wahrheit über Göthe bietet des Liebenswerthen und Feinen genug, da braucht man nicht zu künstlichen Mitteln zu greifen. Der einzige bedenkliche Punkt bleibt das Kapitel „der Frauenfeind“, aber auch dieses weiß Dr. Bode so freundlich und liebenswürdig zu gestalten, daß man ihm nicht ernstlich gram werden kann. Ernst Külpe.

Kalewipoeg. Aus dem Estnischen übertragen von F. Löwe. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von W. Reiman. Konal, Franz Kluge.

Schon seit Jahren fehlte auf unsrem Büchermarkt eine deutsche Uebersetzung des nationalen Epos der Esten, und das war bei der poetischen und kulturhistorischen Bedeutung des Kalewipoeg ein empfindlicher Mangel. Die erste Uebersetzung, die Reinhalsche, war bald nach ihrem Erscheinen vergriffen. Sie wurde nicht wieder aufgelegt. Die Kenner beurtheilten sie als zu frei und etwas flüchtig gearbeitet. Da verfaßte der ehemalige Bibliothekar der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, Ferdinand Löwe, eine andere Uebersetzung des Kalewipoeg, von welcher im zehnten Bande der Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft (1881) mehrere Gesänge als Probe abgedruckt wurden. Aber obwohl diese Proben günstige Beurtheilung fanden, obwohl Löwes Werk schon seit Jahren druckfertig dalag, kam es doch immer und immer nicht zu der öfters geplanten Veröffentlichung des Ganzen. Die Gründe dieser langen Verzögerung zu erörtern, würde uns hier zu weit führen. Es genügt, die erfreuliche Thatsache zu konstatiren, daß der Bann endlich gebrochen ist und daß die rühmlichst bekannte Buchhandlung von Franz Kluge in Konal

F. Löwes Uebersetzung des Kalewipoeg nunmehr in einer durchaus würdigen Form dem Publikum darbietet.

Die größere Treue dieser Uebersetzung gegenüber der Reintalschen bekundet sich schon in der Form. Hatte Reintal auf die Wiedergabe der für das Original so überaus charakteristischen Alliteration einfach verzichtet, so hat Löwe dieselbe mit Sorgfalt durchgeführt. Und das ist keine so leichte Aufgabe, denn der deutschen Poesie ist die Alliteration durchaus nicht so bequem und gewissermaßen natürlich, wie der finnisch=estnischen, wo die stete Betonung der ersten Wortsylbe geradezu zu dieser poetischen Form hindrängt. Hier und da hat denn auch das Streben nach der Alliteration den Uebersetzer zu etwas gesuchten Wendungen verleitet. So will mir das mehrfach wiederkehrende „goldene Gellen“ des Kuckucks nicht gefallen. Hier und da ist auch wohl ein Vers ohne Alliteration geblieben. Im Allgemeinen aber wird man zugestehen müssen, daß es Löwe gelungen ist, die Form des Originals, speziell die Alliteration, gut wiederzugeben.

Dasselbe aber wird man wohl auch von dem Inhalt, dem Geist, der Poesie des estnischen Nationalepos sagen dürfen. Löwe erscheint als ein durchaus würdiger Interpret desselben. Viele Partieen des Werkes sind von hoher poetischer Schönheit. Und das Ganze wird man als eine durchaus befriedigende Leistung bezeichnen dürfen, deren Veröffentlichung allen Dank verdient.

Aber die Verlagsbuchhandlung hat mehr gethan. Sie hat die Herausgabe des werthvollen Werkes in die Hände eines der besten Kenner des estnischen Volkes, seiner Sprache und Poesie, gelegt — des Pastors W. Reiman zu Klein=St. Johannis. Und diese Wahl hat sich bewährt. Reiman hat der Uebersetzung eine werthvolle Einleitung vorangestellt, die eine Geschichte der Entstehung des Kalewipoeg enthält, wie uns derselbe durch Fr. Kreuzwalds Hand dargeboten worden ist. Er hat dem Werke noch eingehende und nicht minder werthvolle Anmerkungen angehängt, die viel Interessantes enthalten und den Leser in angenehmer Form über eine Menge aus dem Kalewipoeg sich ergebender Fragen orientiren.

Den deutschen Lesern ist nunmehr der Kalewipoeg um Vieles näher gebracht, als dies bisher der Fall war. Wir danken es dem schon lange dahingeshiedenen trefflichen Uebersetzer, — wir danken

es dem tüchtigen und kundigen Herausgeber. Wir danken es aber auch der geschätzten Verlagsbuchhandlung, die sich mit dieser Herausgabe ein wirkliches Verdienst um unsere heimische Litteratur erworben hat, das ihr für alle Zeit zur Ehre gereichen wird.

J. C. Freiherr von Grotthuß. Gottsuchers Wanderlieder. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1898.

Als diese Gedichte vor ein paar Jahren erschienen, mußte ich gerade in meinen Besprechungen für die Balt. Monatschrift eine Pause eintreten lassen. Ich suche das Versäumte jetzt etwas verspätet nachzuholen.

Gottsuchers Wanderlieder sind ein merkwürdiges Buch. Sie zeugen von dem Muth und Charakter des Dichters, — Eigenschaften, die wir freilich bei dem baltischen Edelmann als natürlich und selbstverständlich anzusehen gewohnt sind, die aber doch, wo sie sich offenbaren, stets erfreulich, erquickend und erhebend wirken. Daß aber Muth und Charakter heutzutage zur Veröffentlichung solcher gottsuchender Lieder nöthig sind, brauche ich kaum besonders zu begründen, da Jedermann weiß, welche Richtungen in der Litteratur herrschen.

Wir finden in diesem Liederbuch viel ernstes Suchen nach dem Höchsten und Heiligsten, viel ernstliches Ringen nach Erkenntniß, viel feine Poesie und manch werthvollen Gedanken.

Im baltischen Lande längst bekannt und hochgeschätzt ist das „Baltische Land“ p. 139. Desgleichen der Prolog zum Baltischen Dichterbuch, „An die Heimath“ betitelt. Auch das „Morgenlied“ und „Abendlied“ des „Thürmers“ p. 131—135 sind sehr bekannt, durch die von dem Dichter herausgegebene Zeitschrift. Als besonders fein und poetisch möchte ich „Heimweh“ p. 58, „Sturm“ p. 61 und namentlich „Wie der Bach ein See ward“ p. 63 bezeichnen. Den bedeutendsten Eindruck von allen diesen Liedern hat mir aber das erste in dem Zyklus „Kreuz und Krone“ gemacht: „Wenn sich die Seelen wiederseh'n“ p. 109 — ein tiefes, wahres, ergreifendes Gedicht.

Wir können nur wünschen, daß es recht viele Gottsucher dieser Art geben möge. Daß der Gottsucher viele Freunde finden wird, ist nicht zu bezweifeln.

Die Ausstattung des Büchleins mit dem auf dem Umschlagbilde gegen die Sonne aufstieghenden Adler ist eine sehr geschmackvolle.

Anton Tschschoff. Ein bekannter Herr. Humoristische Geschichten. Einzige autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Wladimir Czumikow. Leipzig, Eugen Dieberichs.

In eine ganz andre Welt führt uns Tschschoff. Seine Erzählungssammlung „Starker Tabak“ habe ich s. B. in diesen Blättern sehr anerkennend besprochen. Inzwischen ist der Verfasser allgemein bekannt, ja berühmt geworden. Seine kleinen, mit kräftigen, oft derben Strichen gezeichneten Bilder und Skizzen sind sehr beliebt und haben ihm den Namen des russischen Maupassant eingetragen.

Das große, urwüchsig, wenn auch derbe Erzählertalent des russischen Dichters tritt auch in der vorliegenden Sammlung humoristischer Geschichten deutlich hervor. Der Titel „Ein bekannter Herr“ ist ein wenig irreführend. Man erwartet darnach eine zusammenhängende Geschichte, es ist aber eigentlich nur der Titel der ersten von 29 ganz von einander unabhängigen kleinen Geschichten. Sie sind von dem bewährten Uebersetzer Wladimir Czumikow in vortrefflicher Weise verdeutscht und werden um so freudiger begrüßt werden, als diese Sammlung sich als Band I der Gesammelten Werke von Tschschoff ankündigt, also noch Weiteres erwarten läßt.

Hohe Künstlerschaft, ja wirkliche Meisterschaft in der kurzen, skizzenhaften humoristischen Erzählung tritt in jedem Stück dieser Sammlung hervor. Sie wird daher zweifellos Tschschoffs Ruhm noch höher hinauf tragen. Bedauerlich erscheint nur, daß in die Mehrzahl dieser Geschichten gar so viel schmutzige und gemeine Dinge hinein spielen, so daß nur eine ganz kleine Anzahl im Familienkreise lesbar erscheint. Manche, wie z. B. „Nur seine Frau“, haben einen unangenehmen Haut-gout. Und der Verfasser schildert uns diese Dinge, ähnlich wie Maupassant, mit entschiedenem Behagen, was bei seinem großen Landsmann Leo Tolstoi nie der Fall ist, obwohl auch dieser in Laster und Gemeinheit tief hinein geblickt hat und sie zu schildern weiß. Bei Tolstoi waltet über Allem stets ein hoher, sittlicher Ernst, was man bei Tschschoff nicht behaupten kann, so gewiß er auch ein hervorragender Künstler ist.

Meisterhaft ist die Erzählung „Die Schutzlose“, in welcher der Dichter uns die aufdringliche, radikal und hoffnungslos unverständige Klientin mit köstlichem Humor schildert. Auch die Ordens-

geschichten (Nr. 15 und 21) sind vorzüglich gelungen, desgleichen „Ein Chamäleon“ und „Der Dicke und der Dünne“. Daß der Verfasser ein sehr feiner Beobachter des Kinderlebens ist, haben uns einige Stücke in „Starker Tabak“ schon gezeigt. Hier sehen wir, daß er ebenso fein, ja mit genialem Blick das Thierleben beobachtet und schildert. Die Geschichte des kleinen Hundes „Kaschtanka“ darf ein Meisterstück genannt werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser uns Derartiges und überhaupt harmlosere Dinge noch recht reichlich darbieten möchte.

Gabriele D'Annunzio. Feuer. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Sagliardi. München, Albert Langen.

Wie alle Romane D'Annunzio's hat auch dieser viel von sich reden machen. Dieser aber hatte noch seinen eigenen pikanten Reiz. Man wußte, daß D'Annunzio in demselben sein Verhältniß zu Eleonore Duse schilderte, und die Menschen hätten nicht Menschen sein müssen, wenn das Buch nicht gerade dadurch für sie eine besondere Anziehungskraft gewonnen hätte. Ein Liebesroman, der sich zwischen zwei so bekannten, so bedeutenden Menschen abspielt, — der hatte seinen besonderen Haut-gout, wie einst der Roman zwischen George Sand und Alfred de Musset.

Es ist unmöglich, sich dem Zauber der Poesie, dem Zauber der Sprache zu entziehen, über welche D'Annunzio als Herr und Meister gebietet. Er hat auch Ort und Zeit für seine Schilderung gut, als ein Meister, gewählt. Das Liebesverhältniß zu der geistvollen, anziehenden, noch immer schönen und reizvollen, aber doch längst schon alternden, verblühten, müden, hoffnungsleeren Künstlerin, es trägt das Siegel der Vergänglichkeit, des Todes an der Stirne. So paßt es hinein in die Lagunenstadt Venedig, die einstige Königin der Meere, die lang verblühte, in ihrem Kern erstorbene und doch immer noch entzückend schöne, mit Zaubermacht fesselnde Stadt, deren melancholischen Reiz uns niemand so wunderbar geschildert hat, wie Platen in seinen venetianischen Sonetten. So paßt es auch hinein in den Herbst, — den italienischen Herbst, den sonnigen, noch immer warmen, noch immer laubreichen, noch immer schönen, nur langsam, langsam vorschreitenden Herbst, der aber darum doch auch Herbst ist, Verblühen, Welken, Vergehen bedeutet. So stimmt hier Alles zusammen in wunderbarer Harmonie. Herbst ist es drinnen und draußen, Herbst in Raum und Zeit, Herbst in

den Herzen und Hoffnungen. Und was wir hier erleben, das ist durchweg ein leises, langsames, sonnenbestrahltes Verblühen, Verwelken, Vergehen.

Daß sie den Herbst in sich trägt, weiß die Heldin Foscarina-Verdita von Anfang an, und die geistreiche Frau kennt ihr Loos und sieht es mit voller Klarheit voraus. Ebenso weiß und fühlt es auch Stelio, der Held der Erzählung, so oft er sich auch darüber zu täuschen sucht. Diese Herbstesstimmung hat der Dichter in meisterhafter Weise über sein ganzes Werk zu breiten verstanden, die Stimmung des schönen italienischen Herbstes, ein Todesahnen, einen Duft wie aus Sterbezimmern, in denen schöne, blühende Hyazinthen stehen. Als heroischen Hintergrund zu diesem Bilde wählte er wiederum sehr geschickt das Sterben des großen Schöpfers des Musikdramas, Richard Wagner, den D'Annunzio mit Vorliebe „den Hellden“ nennt und der ja bekanntlich in Venedig aus dem Leben schied. In der Einschiffung des Sarges mit den irdischen Resten des großen romantischen Dramatikers der Deutschen klingt der merkwürdige Roman aus.

Mit den Vorzügen mischen sich in dem „Feuer“ auch unleugbare Schwächen und Fehler. Ich rechne dahin eine gewisse Weit-schweifigkeit, die ermüdend wirkt; auch eine Neigung zu hoch-tönenden Phrasen; ebenso ein recht starkes Maß an Selbst-beräucherung und Indiskretion. Ein bedeutendes Werk aber bleibt es auf jeden Fall, wie das bei einer D'Annunzioschen Schöpfung nicht anders zu erwarten war.

Adolf Wilbrandt. Feuerblumen. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Feuerblumen — das sind die rothen Mohnblumen, die im Weizen stehen, — Unkraut, unnützlich, dem Landwirth ärgerliches Gewächs, aber doch schön anzuschauen, Augen erquickend, den Acker schmückend. Auch unter den Menschen giebt es solche Feuerblumen. Das sind die reizenden unbeschäftigten Frauen, die geistreichen Nichtsthuer unter den Männern, — alle die Leute mit jenem gewissen sorgenlosen Reiz, dem erfrischenden Parfum der schönen Ueberflüssigkeit. Nimmt man sie aus der Gesellschaft weg, da wird die Welt „zum Gähnen nützlich“.

Unter solchen menschlichen Feuerblumen beginnt der Wilbrandtsche Roman. Ihr vollendetster Vertreter ist der quasi-Held

der Erzählung, Herr Werner Ringhof aus Hessen, der mit seiner Schwester Christine in der Sommerfrische, in den Bergen Tirols mit Frau Minna Weintraut und Herrn Hugo Hoffmann, Gutsbesitzern aus Hinterpommern, zusammentrifft und ihnen seine Theorie von den Feuerblumen, den Müßiggängern, den Ueberflüssigen, den Aesthetischen, den Feinschmeckern, die im Schönen leben, mit Geist und Behagen, nicht ohne einige Selbstgefälligkeit, auseinandersetzt. Im Milieu der höheren Sommerfrische, der Table d'hôte-Unterhaltung, gemeinschaftlicher Ausflüge, kleiner Abenteuer u. dgl. zieht sich die Erzählung eine Weile hin und man denkt schon fast, es laufe Alles auf eine erklärende Schilderung dieser Feuerblumen-Gesellschaft hinaus. Doch das ist nicht die Meinung des Dichters. Er führt die Leser mit dem Geschwisterpaar Ringhof nach Hinterpommern und läßt sie dort in der Schwester der Frau Minna, in der Gutsbesitzersfrau Wanda Kessler, ein weibliches Wesen kennen lernen, dessen Ueberlegenheit von Allen gefühlt und verstanden wird, dessen stillem Zauber auch Herr Werner Ringhof bald und gern erliegt.

Wanda ist eine edle Frau, die unglaublich viel Schweres zu durchleben gehabt hat. Nach den furchtbarsten Enttäuschungen und Kränkungen, aus dem qualvollsten Schmerz, dem verzweifeltsten Jammer mitten heraus hat sie in einem Augenblick innerer Erleuchtung, im Ueberwinden ihrer selbst, im Vergeben des ihr angethanen Unrechts, in einer totalen Willensumkehr den Sieg und den Frieden für immer gefunden. Seither, seit jenem denkwürdigen Tage in Heiligenblut, ist sie wie gehoben und getragen von einem höheren Prinzip. Sie hält sich an Gott und an Christus, ist aber meilenweit entfernt von pharisäischer Beurtheilung anderer Menschen, die auf abweichendem Standpunkt stehen. In einer elend-unglücklichen Ehe hat sie fort und fort ihre innere Kraft zu bewahren und sie thut es in einer fast wunderbaren Weise. Wie sie Alles, was mit ihr in Berührung kommt, hebt und veredelt, so geschieht es auch mit Werner, der angesichts des stillen Wirkens dieser Frau, nach manchem schweren Kampf und Strauß, seine Feuerblumen-Theorie gründlich vergißt. Seine aus unbegrenzter Verehrung sich entwickelnde Leidenschaft zu Wanda stürzt diese in einen furchtbaren Konflikt, an welchem sie zu Grunde geht. Ihm bleibt nichts weiter, als nach ihrem Tode sein ganzes Leben nach

ihrem Vorbilde zu gestalten. Werner, der so eine innere Entwicklung zu etwas Höherem durchlebt, und Wanda, die keine strenge Heilige, wohl aber eine durch Leiden veredelte und geläuterte Frau ist, — sie stehen uns beide menschlich nah und man wird ihr Schicksal in der fesselnden Schilderung Wilbrandts gewiß gern verfolgen, daneben auch für die umgebenden Personen Interesse gewinnen. Der Roman zeugt wieder von dem Erzählertalent des Dichters, das wir schon s. Z. bei Gelegenheit von „Hildegard Mahlmann“ mit Befriedigung sich bewähren sahen. Er bietet neben feiner Charakteristik und Geist auch ethische Vertiefung, wie sie heutzutage nicht gerade gewöhnlich ist.

C. Viebig. Das tägliche Brod, Roman in zwei Bänden, 2. Aufl., Berlin W. F. Fontane u. Co. 1901.

Den wesentlichen Inhalt dieses bedeutenden Romans bildet die Geschichte eines armen Mädchens vom Dorf, das nach Berlin kommt, um hier in schwerem Ringen sein tägliches Brod sich zu erwerben. Mit dem Schicksal der etwas ungeschlachten, aber ehrlichen und braven Mine ist dasjenige ihrer leichter angelegten Kameradin und Heimathgenossin Bertha verwebt. Desgleichen das der Familie des Grünfranhändlers Reschke, dessen Frau Mines Tante ist.

Mine, obwohl durchaus kein Tugendspiegel, gewinnt doch bald unsere ganze Sympathie und wir begleiten sie mit warmer Theilnahme bei ihrem harten, bitteren, zeitweilig verzweiflungsvollen Lebenskampfe. Ein Verhältniß, das sie mit ihrem hübschen, aber leichtfertigen Vetter Arthur Reschke eingeht, läßt sie Mutter werden und dadurch geräth sie in die furchtbarsten Schwierigkeiten hinein. Diese schlimmen Verhältnisse steigern sich noch, nachdem sie den Vetter zur Heirath gezwungen. Die junge Frau führt lange mit Mann und Kind ein elendes Leben, bis es ihrer Tüchtigkeit und Charakterstärke endlich doch gelingt, sich zu einer relativ ruhigen und gesicherten Lebenslage durchzuarbeiten. Den endlichen Hafen der Ruhe bildet eine Hausmeisterstelle, durch welche und in welcher die früher viel geschmähte Mine nicht nur ihrem kläglichen, aber gutmüthigen Gatten, sondern auch den recht erbärmlichen Schwiegereltern Reschke zur eigentlichen Lebensstütze wird.

Klara Viebig hat mit diesem Werke gewissermaßen ein neues Genre, den Dienstmädchen-Roman, geschaffen und man muß ge-

stehen, daß sie in dieser Sphäre mit scharfem Blick beobachtet und das Beobachtete mit gewohnter Meisterschaft geschildert hat. Nur Einiges in der Entwicklung der Freundin Bertha dürfte vielleicht in Bezug auf psychologische Wahrscheinlichkeit anfechtbar sein. Sehr stark und nicht eben erfreulich tritt die Familie Reschke, der Reschkesche Grüntram und Alles, was drum und dran hängt, hervor. Es ist ein unsäglich widerwärtiges, abstoßendes Milieu, in welches wir da hinein geführt werden und das wir in breiten Schilderungen an uns vorüber ziehen sehen. Das gemeinste und niedrigste Berliner Spießbürgerthum, eine allenthalben sich offenbarende erbärmliche Gesinnung, Schmutz, Frivolität, Rohheit, die ekelhaftesten Reden und Handlungen — das nimmt wohl den wesentlichsten Theil des Romans in Anspruch. Man hat den Eindruck, daß alles dies wirklich dem Leben abgelauscht und mit photographischer Treue geschildert ist, — aber es bleibt darum doch so abstoßend und unerfreulich, daß man Mühe hat, sich durch zwei Bände voll solcher Bilder hindurch zu arbeiten. Mine bildet fast den einzigen Lichtpunkt in all diesem Ekel, der durch den häßlichen Berliner Jargon nur noch unangenehmer gemacht wird.

Wenn man die Kunst der Verfasserin willig anerkennt und hochschätzt, dann wird wohl auch die Frage erlaubt sein, ob sie uns nicht ein anderes Mal erquicklichere Lebensbilder vorführen könnte. Zur Lektüre in Familien, insbesondere zur Lektüre für die Jugend ist das vorliegende Buch natürlich ganz ungeeignet. Und das bedaure ich, denn Klara Viebig ist und bleibt ein Erzählertalent ersten Ranges.

Gerhart Hauptmann. Michael Kramer. Drama in vier Akten. Berlin, S. Fischer.

Das neueste Stück von G. Hauptmann hat auf der Bühne einen totalen, für Hauptmann fast unerhörten Mißerfolg erlebt. Das bewies indessen noch nichts gegen das Drama oder seinen Verfasser. Wir wissen, daß ein Stück durchfallen und doch ein bedeutendes Stück sein kann, — ja ein Stück, das nach Jahren auch noch auf der Bühne Erfolge erlebt. Als Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt“ zuerst aufgeführt wurde, da trug es seinem längst schon hochangesehenen Verfasser einen furchtbaren Mißerfolg ein. Man ärgerte sich an dem Stück, man verlachte und verhöhnzte dasselbe. Jetzt ist es auf dem Burgtheater, wie auch auf anderen

Bühnen, schon lange ein Kassenstück, während das Urtheil über seinen hohen litterarischen Werth weit länger schon feststeht.

Wird es mit „Michael Kramer“ ähnlich gehen, wie mit „Weh dem, der lügt“? Die Lektüre des Stückes macht mir das nicht gerade wahrscheinlich. Der geistige Gehalt dieses Dramas ist gering*) und litterarische Bedeutung wird ihm wohl kaum jemals zugeschrieben werden. Die Charaktere sind wenig interessant, zum Theil wohl auch etwas unklar gehalten, wie der negative Held des Stückes, der Jämmerling Arnold Kramer. In der Diktion wandelt Hauptmann dies Mal Ibsensche Bahnen. Doch nicht mit Glück. Er vermag hier nicht zu fesseln, zu interessiren. Dramatische Kraft, dramatisches Leben sucht man, von wenigen Szenen abgesehen, vergeblich in diesem Drama. Aber ebenso vergeblich sieht man sich nach etwas Anderem um, was diesen Mangel ersetzen könnte. Der vierte Akt enthält nur allerlei Reden an der Leiche des jämmerlichst zu Grunde gegangenen Arnold Kramer, hauptsächlich geführt von seinem Vater, dem pflichttreuen, aber wenig bedeutenden Maler Michael Kramer. Mit einem Seufzer der Erleichterung schließt man das Buch.

Sollte dasjenige, was ich im vorigen Jahre bei Gelegenheit von „Schluck und Fau“ voraussagte, schon jetzt zu erfüllen beginnen? Das würde mich selbst Wunder nehmen. Doch daß nach der großen Ueberschätzung Hauptmanns eine Ernüchterung eintreten mußte, war geradezu nothwendig. Und vielleicht war gerade diese allgemeine Ueberschätzung des Dichters wesentlich an der Wucht seines letzten Mißerfolges theilhaftig. Man ließ es ihn eben entgelten, daß man zuviel von ihm erwartet hatte!

L. v. Schröder.

*) An einer Stelle heißt es: „Der Tod ist die mildeste Form des Lebens“. Dazu bemerkt der Kladderadatsch: Die Gedankenlosigkeit ist die mildeste Form des Blödsinns. D. Red.



Zur e c h t s t e l l u n g.

Herr Pastor Undritz macht mich darauf aufmerksam, daß meine Angabe, er stelle nicht weniger als drei neue Lehrbücher binnen Jahresfrist in Aussicht, auf einem Mißverständniß seiner Worte beruht. Die betreffende Stelle im Vorwort zu seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte lautet: „Auf Grund dieses „Lehrbuches“ gedenke ich einen „A b r i ß der Kirchengeschichte“ für niedere Schulen zu bearbeiten. Sofern der Herr mir Gnade giebt, beabsichtige ich binnen Jahresfrist eine Bibelkunde, verbunden mit der heiligen Geschichte, herauszugeben, worauf eine Evangelisch-Lutherische Religionslehre meine Lehrbücher der Religion für die Oberklassen der mittleren Lehranstalten abschließen soll. Im Manuskript liegen die Arbeiten bereits fertig vor, sie harren nur noch der letzten sichtenden und ordnenden Hand“.

Ich konstatire demgemäß mit aufrichtiger Befriedigung, daß ich mich wirklich geirrt habe und nur ein Lehrbuch binnen Jahresfrist in Aussicht gestellt wurde.

H. Eisenschmidt.

Unter dem Titel „Die Gefährdung der Landesrechte durch den Marquis Paulucci“ erscheint im nächsten Heft dieser Zeitschrift ein weiterer Beitrag zur Geschichte des livländischen Landesstaats von N. Baron Stael von Holstein.

Ztg.“, es stünde fest, daß die den Korporationen angehörenden Studenten von der Verpflichtung, die Uniform zu tragen, befreit seien.

8. Okt. Schon im Mai d. J. hatte der Rigaer Lettische Verein die Initiative zur Berufung eines Kongresses lettischer Landwirthe ergriffen, der in Riga während der 4. Balt. Zentralausstellung tagen sollte. Die Ausführung unterblieb, weil die ministerielle Bestätigung zu spät eintraf. Ein wiederholtes Gesuch des gen. Vereins, zu gelegener Zeit diese Versammlung abhalten zu dürfen, wurde neuerdings von der Regierung nochmals bewilligt. Der Kongreß soll am 17. und 18. Dezember c. im Hause des Lettischen Vereins zu Riga stattfinden. Der Vorstand dieses Vereins hat ein besonderes, aus den lettischen Redakteuren A. Weber („Balls“), J. Biffeneef („Semkopis“) und J. Kalning („Balt. Westn.“) bestehendes Komité mit der Ausführung der Vorarbeiten betraut. Ein von diesen Komitégliedern unterzeichneter Aufruf, der in der lettischen Presse veröffentlicht wird, ladet die lettischen landwirthschaftlichen, Bienenzüchter- und Gartenbau-Vereine, sowie alle lettischen Landwirthe ein, sich an dem geplanten Kongresse zu betheiligen.

9. Okt. Dem Beispiel der Jagdvereine in den Schwesterprovinzen folgend, hat auch die kurländische Gesellschaft von Liebhabern der Jagd eigene Wildhandlungen eröffnet und zwar in Mitau, Libau, Windau, Hasenpoth, Tuckum und Frauenburg.

„ „ Landrath A. v. Grote stiftete zum Besten der Bauerschaften auf seinen beiden Gütern Lemberg-Wittenhof (Rig. Kr.) und Naußchen (Wolmarsch. Kr.) je ein Kapital von 2000 Rbl., dessen Zinsen zur „Pflege und Schulung Blinder und Taubstummer, oder zur Beschaffung nothwendiger außerordentlicher Heilmittel in besonderen Krankheitsfällen und Nothlagen“ dienen sollen.

„ „ In Sachen der Militärquartiere hat der Senat in Uebereinstimmung mit einer früheren Entscheidung vom 18. Februar c. in einem konkreten Fall dahin entschieden, daß, falls die Offiziere eines ganzen Truppentheiles (im Gegensatz zu einzelnen Offizieren) nicht in der Lage sind, für den Betrag der ihnen angewiesenen Quartiergelber in der betr. Stadt Quartiere von der vorschriftsmäßigen Beschaffenheit ausfindig zu machen, die Stadtverwaltung auf Verlangen der Militärobrigkeit verpflichtet ist, binnen

- 7 Tagen den Offizieren Quartiere in kommunalen oder zu diesem Zweck gemietheten Gebäuden anzuweisen.
10. Okt. Das neue Haus der ministeriellen Schule in Neuenhof (Harrien, Kirchspiel Rosch) wird eingeweiht. Die Kosten des Gebäudes betragen 5000 Rbl.
- „ „ Reval. Eröffnung eines „Nyls für Trinkerinnen“, das dank der Initiative des Pastors T. Hahn zu Stande gekommen ist.
- „ „ Mitau. Der jüdische Krankenverein „Bifur Cholim“ feiert sein 125. Stiftungsfest.
- „ „ Riga. Ein außerordentlicher Konvent der Civl. Ritterschaft wählt den Landrath Baron Maydell-Marzen zum eventuellen Vertreter des erkrankten Landmarschalls Baron Meyendorff für den Fall, daß dessen Erkrankung eine Stellvertretung nöthig machen sollte.
12. Okt. In der „Now. Wr.“ plaidirt ein ehemaliger Pädagoge in überzeugender Weise für den häuslichen Privatunterricht der Kinder bis zum Eintritt in eine höhere Klasse. Der Hauptpassus lautet: „Das neue Gesetz, durch welches unseren Kindern, die eine häusliche Bildung erhalten haben, das Recht verliehen wird, in einer staatlichen Lehranstalt sich einer Nachprüfung unterziehen zu lassen, hat der Sache der Erziehung, wenigstens in unserer gebildeten Gesellschaft, eine neue Aera eröffnet. . . . Wir Eltern . . . sind verpflichtet, dieses hohe . . . Recht wahrzunehmen“ und nicht die Kinder von frühester Jugend an in die öffentlichen Schulen zu treiben. Denn bei dem jetzigen Zustand der Mittelschulen, deren Reformbedürftigkeit der Minister selbst anerkannt hat, kann, so erklärt der Autor, von einer rationellen Ausbildung, geschweige denn von einer Erziehung der Kinder garnicht die Rede sein.
- „ „ Libau. Ueber den traurigen Niedergang und die Verödung des hiesigen Vereinslebens, des deutschen sowohl wie des russischen, klagt ein Korrespondent der „St. Ptb. Ztg.“: im Gewerbeverein, in der Musse und der russ. litterar.-musik. Gesellschaft scheinere der Sinn für edlere Geselligkeit im leidigen Kartenspiel untergegangen zu sein.
13. Okt. Im Prozeß, den die Herren W. und R. v. Dettingen wegen des Eigenthumsrechts an der Villobois'schen Statue des „Water Rhein“ gegen die Universität Jurjew angestrengt hatten, faßt der Senat das zu Gunsten der Universität lautende Urtheil des Petersburger Appellhofes und überweist die Sache einem anderen Departement desselben Appellhofes

zu erneuter Urtheilsfällung. (Vgl. Balt. Chron. I, 35 und II, 56).

14. Okt. Die Statuten eines Bienenzuchtvereins in Fellin wurden vom Minister der Landwirthschaft bestätigt.
- „ „ Desel. Auf dem Gute Koik im Peudeschen Kirchspiel wurde — dem „Gesti Postimees“ zufolge — unlängst ein „Enthaltfamkeits = Jahrmarkt“, d. h. ohne Verkauf geistiger Getränke abgehalten; er soll, im Gegensatz zu früheren Erfahrungen, durchaus friedlich verlaufen sein. „Die Umwohnerschaft hat allen Grund, dem örtlichen Gutsbesitzer zu danken, der freiwillig seinen Krug geschlossen hat.“
- „ „ Libau: die Stadtverordneten = Versammlung bewilligt eine Summe von 1000 Rbl. als Beitrag zum Garantiefonds der Rig. Jubiläums = Ausstellung.
- „ „ Jurjew (Dorpat). Sitzung des Livl. Vereins zur Förderung von Landwirthschaft und Gewerbeleiß unter Vorsitz des neuen Präsidenten W. v. Roth = Tilsit. — Die diesjährige August = Ausstellung hat eine Reineinnahme von über 2000 Rbl. ergeben. Das durch den Verein vermittelte Engagement von poln. Arbeitern und von Soldaten zu landwirthschaftlichen Arbeiten hat nicht ganz befriedigt: die Soldaten trafen weder rechtzeitig noch vollzählig ein und wurden 14 Tage vor Ablauf der vereinbarten Frist plötzlich in ihre Regimenter zurückberufen.
15. Okt. Arensburg. Beim Deselschen Landhospital werden Kurse zur Ausbildung häuerlicher Hebammen eröffnet. Zu diesen Kursen, die vom 15. Oktober bis zum 1. April dauern, werden 4 Schülerinnen aus 4 verschiedenen Kirchspielen Desels zugelassen. Sie sollen freie Kost und Wohnung und nach bestandener Prüfung ein Zeugniß über den Rang einer Dorf = Hebamme sammt den unentbehrlichsten Instrumenten erhalten. — In ganz Desel giebt es zur Zeit höchstens 3 ausgebildete Hebammen!
- „ „ Libau: Einweihung der Kirche auf dem russischen Friedhof.
- „ „ In Kurland wurden neuerdings zwei lettische landwirthschaftliche Vereine gegründet, der eine in Alt = Platonen, der andere in Rothhof.

15.—29. Okt. Riga. XXIV. Deputirten-Konferenz der griech.-orthod. Geistlichkeit aus der Rigaschen Eparchie. — Die letzte Konferenz fand 1893 statt. Der „Riškī Vestn.“ plaidirt für jährliche Wiederholung dieser Versammlungen und freut sich konstatiren zu können, daß diesmal nicht, wie bisher, bloß die Pröpste zugelassen worden sind. — Die Versammlung bestand aus 17 Personen und wählte den Revalschen Geistlichen K. Tisik zu ihrem Präsidenten. Komplizirtere Fragen wurden in ad hoc gewählten Kommissionen berathen und dann der Plenarversammlung vorgelegt. Das Arbeitsprogramm der Konferenz war sehr umfangreich, obgleich viele ursprünglich in Vorschlag gebrachte Berathungsgegenstände, wie der „Riškī Vestn.“ fast bedauernd bemerkt, „ungeachtet ihres hervorragenden Interesses aus dem Programm ausgeschlossen wurden, weil sie z. Th. gegen allgemeine Gesetzesbestimmungen verstießen, z. Th. nicht vor die Konferenz kompetirten.“ Die Sitzungsprotokolle der Konferenz werden in der „Rig. Eparch.-Ztg.“ allmählich veröffentlicht und dementsprechend auch in der Balt. Chronik berücksichtigt werden. Doch seien einige bemerkenswerthe Protokollpunkte, von denen die deutsche Presse schon jetzt nach dem im „Riškī Vestn.“ publizirten Referat Notiz nehmen konnte, bereits hier an dieser Stelle registriert.

Die Konferenz erklärte es für äußerst wünschenswerth, daß den Mädchen, die den Kursus der orthod. Kirchenschulen mit Erfolg absolvirt haben, darüber Zeugnisse entweder vom orthod. Schulrath oder von den Prüfungskommissionen unter Beidrückung des Kirchenstegels ausgereicht würden, um auf diese Weise die Autorität dieser Schulen in den Augen des Volkes zu erhöhen und mehr Mädchen in die Schulen zu ziehen! Der Bischof Agathangel überwies diesen Vorschlag der Deputirten dem orthod. balt. Schulrath zur Begutachtung. — Die Frage einer griech.-orthod. Revision der estnischen Bibel, die auch die 24. Eparchial-Konferenz beschäftigte, hat eine interessante Vorgeschichte, aus der folgende Daten hervorzuheben sind. Die Frage wurde 1874 vom Kerkauschen Geistlichen Kasow angeregt; es hieß, in die deutsche, estnische und lettische Bibel-Üebersetzung hätten sich „stellenweise lutherische Tendenzen eingeschlichen“. Mit einer verbesserten estnischen Uebersetzung dieser Stellen im Neuen Testament wurde der Geistliche J. Lindenberg betraut, „ein Erste von Geburt und ein Mann von akademischer Bildung“. Die Durchsicht dieser Lindenberg'schen Uebersetzung wurde 1880 dem Lehrer des Rig. Geistlichen

Seminars P. Michelson übertragen. Dann scheint die Sache mehrere Jahre geruht zu haben, bis sie auf der Eparchial-Konferenz von 1888 wieder angeregt wurde. Das griech.-orthod. Konsistorium beschloß jedoch, die Herausgabe einer neuen Uebersetzung der Bibel in den örtlichen Sprachen bis zum Erscheinen der von der lutherischen Geistlichkeit vorbereiteten neuen Bibelausgabe zu verschieben. Diese neue Ausgabe erschien i. J. 1890. Als aber nun das orthod. Konsistorium in dieser Sache 1891 einen Beschluß faßte, fällt der damalige Bischof Arseni folgende Resolution: „Eine wichtige, schwierige und theuere Sache. Ist sie aber gegenwärtig nothwendig, wo die Kenntniß der russischen Sprache den Letten und Esten beigebracht wird?“ Dennoch erklärte die Eparchial-Konferenz v. J. 1893 wiederum eine orthodoxe Ausgabe der estnischen Bibel für nothwendig und stellte ein entsprechendes Gesuch vor. Bald darauf reichte P. Michelson einen Theil seines Gutachtens über die Lindenbergschen Verbesserungsvorschläge ein und erklärte zugleich, daß die estnische Uebersetzung des neuen Testaments seit ihrer 2. Ausgabe v. J. 1729 bis zur Gegenwart im Wesentlichen unverändert bestehe, ihre Sprache schlicht und angemessen sei und daß der „estnische Text dem griechischen Originale näher komme, als der russische“. Man müsse bei Verbesserungen sehr vorsichtig verfahren und „ohne besondere Noth“ keine Aenderungen vornehmen, da das Volk sich bereits an die vorhandene Uebersetzung des neuen Testaments im Laufe von 1¹/₂ Jahrhunderten gewöhnt habe. — Daraufhin ruhte die Frage bis zur gegenwärtigen Eparchial-Konferenz. Diese gelangte nun zu folgendem Ergebnis: eine dringende Nothwendigkeit für die besondere Herausgabe einer orthodoxen estnischen Bibel liegt nicht vor; sich mit diesem Unternehmen zu beeilen, ist um so weniger von Nöthen, als die neue Bibel für die Mehrzahl der estnischen Bevölkerung übermäßig theuer und daher nur wenigen zugänglich sein würde. — Mit dieser Meinungsäußerung der Konferenz erklärte sich der Bischof einverstanden. Die Frage wird somit offen gelassen.

16. Dkt. Nach einer Zusammenstellung des „Riškki Westn.“ funktionieren in den Ostseeprovinzen 21 Kreishefs und zwar in Livland 9 (4 Lutheraner, 4 Griech.-Orthodoge, 1 Katholik); in Kurland 8 (7 Luth., 1 Griech.-Orth.); in Estland 4 (1 Luth., 3 Griech.-Orth.). Die 12 Lutheraner sind Deutsche aus der einheimischen Bevölkerung, von den übrigen 9 stammen 8 nicht aus den Ostseeprovinzen. — Hier existirt ferner seit 1889 das Amt der Bauerkommissare, deren es 34 giebt: in Livland 16 (alle griech.-orthod. Konfession); in Kurland 10 (8 Luth., 2 Griech.-Orth.); in Estland 8 (6 Rechtgläubige, 1 Lutheraner, 1 Katholik). Von diesen 34 Bauerkommissaren gehören der einheimischen Bevölkerung an: in Livland 1, in Estland 1, in Kurland alle bis auf einen (darunter 6 Edelleute).

„ „ Zurjew. Wie dem „Prib. List.“ geschrieben wird, sollen c. 200 Studenten, die im laufenden Semester ihre Kollegien-gelder nicht haben zahlen können, demnächst ausgeschlossen

werden, wenn es nicht gelingt, durch Wohlthätigkeits-Konzerte zc. die fehlende Summe aufzubringen. — Zur Errichtung eines Studenten-Konvikts in Jurjew hat die Krone c. 400,000 Rbl. designirt.

16. Okt. Ueber das ritterschaftliche Lehrer-Seminar zu Irmlau (in Kurland) bringt der „Nischi Westn.“ folgende nicht mißverständliche Notiz:

„Der örtliche Adel hat bekanntlich energisch danach gestrebt, die Genehmigung zur Errichtung eines solchen Lehrerseminars zu erhalten, das sich unter seinem Einfluß befände. Es ist ihm gelungen, auf diesen Grundlagen das Irmlause Seminar zu reorganisiren. Allein, wie man uns mittheilt, hat sich schon in der ersten Zeit der Thätigkeit des reorganisirten Seminars die äußerste Schwierigkeit gezeigt, die von seinen Gründern zu verfolgenden Ziele mit den gesetzlichen Grundlagen zu vereinigen, auf denen das Seminar beruht. Die in dieser Beziehung entstandenen Mißverständnisse haben bereits, wie man uns mittheilt, die Aufmerksamkeit der höheren Schulobrigkeit auf sich gelenkt. Dergestalt hat sich dieser erste Versuch einer gewissen Abweichung von dem für das örtliche Unterrichtswesen festgestellten System als sehr mißlungen erwiesen und wird wahrscheinlich zur Warnung für die Zukunft dienen.“ — Es handelt sich um eine plötzliche Revision, bei der gefunden wurde, daß der russische Charakter dieses Seminars doch nicht genügend gewahrt und garantirt sei.

„ Der neue Polizeietat der Stadt Fellin ist bestätigt und wird in der Gesesammlung publizirt. Nach dem bisherigen Etat war ein für Fellin bestimmter Polizeibeamter dieser Stadt durch Abdelegirung nach Schloß dauernd entzogen.

17. Okt. Der neue, auf Grund des Normalstatuts bestätigte, landwirthschaftliche Verein von Rathshof konstituirt sich und wählt den „Olewik“-Redakteur N. Grenzstein zum Präses. Rathshof liegt dicht bei Jurjew (Dorpat), wo bereits ein estnischer landw. Verein besteht; dem soll nun Konkurrenz gemacht werden, da er sich Grenzsteins Bestrebungen nicht ganz anschließen mag.

„ Der Werrosche Volksschulinspektor kündigte den älteren Schullehrern seines Rayons ihre baldige Entlassung an, da sie kein Russisch verstünden, sie sollten sich nach anderen Beschäftigungen umsehen. — Der „Postimees“ ermahnt nun die Gemeinden, sich dieser Lehrer hilfreich anzunehmen, die jetzt nach 20—30-jährigem Dienst nicht wissen, was sie auf ihre alten Tage beginnen sollen.

17. Okt. In Fierenhof (Kirchsp. Raage) wird eine sog. ministerielle Volksschule, die erste im Werroschen Kreise, eingeweiht und eröffnet. — Die Einweihung vollzog erst ein griech.-orthod. Geistlicher und darauf der luth. Pastor Kallas aus Raage. Der Werrosche Volksschulinspektor Pawlinow betonte in seiner Ansprache vor zahlreicher Versammlung, daß die Schule berufen sei, zur „Verschmelzung der fremdstämmigen Bevölkerung des baltischen Gebiets“ mit dem russischen Volksthum beizutragen. Beim Festmahl galt ein Toast der Fierenhoffschen Gemeinde, die durch die Umwandlung ihrer Gemeindegemeinschaft in eine ministerielle Lehranstalt allen übrigen Gemeinden des Kreises ein gutes Beispiel gegeben habe. So referirt der „Riishti Westn.“

„ In Jurjew (Dorpat) feiert der estnische Mäßigkeitsverein die bevorstehende Aufhebung der Krüge. Bei dieser Gelegenheit hält auch der Redakteur Grenzstein eine Rede und vergleicht die Schließung der Krüge mit der Aufhebung der Leibeigenschaft. — Uebrigens steht diese Feier nicht vereinzelt da; über ähnliche Festlichkeiten wurde auch aus anderen Orten berichtet.

Der „Riishti Westn.“ weist den russ. Vereinen die Aufgabe zu, dem Volk während seiner Mußestunden nützliche Zerstreuung und Unterhaltung — besonders nach Einführung des Monopols — zu verschaffen, und empfiehlt in dieser Beziehung das Beispiel der Nikolai-Bratstwo in Libau, die durch Vorlesungen, Sonntagschulen, Bibliotheken zc. für die Aufklärung des Volkes mit großem Erfolge wirke. Diese Bratstwo, die sich durch besondere Thätigkeit auszeichnet, plant außerdem die Gründung einer großen Volksbibliothek und wandte sich zu diesem Zweck an den Finanzminister mit der Bitte um materielle Unterstützung; sie erhielt den Bescheid, daß das Ministerium erst nach Einführung des Branntweinmonopols in Kurland eine Subsidie bewilligen könne, das Gesuch der Bratstwo aber im Auge behalten werde. Die Kurl. Gov.-Regierung versprach ihrerseits jegliche Unterstützung.

18. Okt. Im Jurjewischen (Dörptschen) Kreise haben, dem „Postimees“ zufolge, die Bauerkommissare neuerdings verschiedenen Gemeinden (Lunia, Kawast u. a.) vorgeschrieben, von nun an bei der Wahl der Gemeindeältesten 2 Kandidaten aufzustellen, von denen der Bauerkommissar nach seinem Gutdünken einen ernannt.

Diese Neuerung widerspricht, wie der „Postimees“ darlegt, den gesetzlichen Vorschriften der Bauerverordnung, die den Gemeinden die freie Wahl ihrer Beamten und den Bauerkommissaren nur das Bestätigungsrecht einräumt. „Will man — schreibt das gen. Blatt — der Gemeinde dieses Recht der freien Wahl nehmen und die Ernennung des Gemeindebeamten dem Bauerkommissar übertragen, so wird der Grundgedanke der Bauerverordnung beseitigt und die Selbständigkeit der Gemeinde beschränkt, was tief zu beklagen ist. Der Bauerkommissar ist verpflichtet über die Gesetzmäßigkeit der Gemeindeverwaltung zu wachen, hat aber nicht das Recht, nach eigenem Ermessen in die inneren Angelegenheiten der Gemeinde einzugreifen. Deshalb hoffen wir, daß die k. l. Gov.-Regierung diese Angelegenheit bald öffentlich klar stellen wird, event. könnte man ja den Senat um eine Erklärung angehen.“ — Der „Nisjsti Westn.“ will nicht zugeben, daß hier ein Versuch, das Recht und die Selbständigkeit der Gemeinden zu beschränken, vorliegt.

18. Okt. Die Gutsverwaltung Aya (Kirchspiel Wendau) veranstaltet mit bestem Erfolge eine bäuerliche Thierschau, wobei Geldpreise vertheilt werden. — Solche lokale Thierschauen bürgern sich in den Ostseeprovinzen mehr und mehr ein und zeugen von dem Bestreben der Großgrundbesitzer, die bäuerliche Viehzucht zu heben, die Züchter anzuregen und zu belehren.
19. Okt. Reformationsfest. Der vom Zentral-Komitée der Unterstützungskasse für die evang.-luth. Gemeinden Rußlands veröffentlichte Rechenschaftsbericht pro 1898 enthält zugleich einen Rückblick auf das gesammte Wirken dieser Institution seit ihrer Begründung im Jahre 1858. Es sei hier nur hervorgehoben, daß bis zum Jahre 1883, also nach 25-jährigem Bestande, die Kasse im Ganzen 1,089,024 Rbl. eingenommen hat, in den darauf folgenden 15 Jahren aber sehr viel mehr, nämlich 1,778,468 Rbl., zusammen also 2,867,492 Rbl. Fast dreiviertel aller evang.-luth. Kirchspiele des Reiches (mit Ausnahme von Finnland und Polen) haben aus dieser Kasse Unterstützungen erhalten, wobei auch die Ostseeprovinzen (wohl die Hälfte ihrer Kirchspiele) reichlich bedacht wurden. — Die evang.-luth. Kirche Rußlands wird nur für die Bedienung des Militärs und einiger weniger Kronspfarrn vom Staate subventionirt, im Uebrigen ist sie ausschließlich auf ihre eigene Kraft angewiesen. Unter solchen Umständen erweist sich die Unterstützungskasse als unentbehrlich, aber sie hat bei der Erfüllung ihrer verschiedenartigen Aufgaben große Schwierigkeiten zu überwinden; so heißt es im Bericht: „Die großen Aufgaben der Pfarrtheilungen und der Ausbildung eines tüchtigen Küster- und Religionslehrer-Standes harren immer noch der Erfüllung. Besonders die letztere Arbeit stößt namentlich im Ministerium der Volksaufklärung auf Hindernisse, daher denn auch im Berichtsjahr der Bau eines Küster-Seminars für die wohnlichen Gemeinden nicht konnte begonnen werden, trotzdem das Zentral-

Komitée die Mittel dazu bereits bewilligt hat. . . Ebenso schädlich wirkt der Mangel an geschulten Rüstern auf die Schulen, sofern der Religionsunterricht darunter nicht nur leidet, sondern oft ganz wegfällt.“

Im Laufe der Zeit sind der Unterstützungskasse 31 verschiedene Stiftungen zur Verwaltung anvertraut worden; mit diesen und der Luther-Stiftung zusammen betrug ihr Vermögen am Schluß des Berichtsjahres 1898 — 768,354 Rbl. (gegen 699,955 Rbl. im Vorjahr). Die Kasse hat im Jahre 1898 insgesamt 180,874 Rbl. (gegen 142,015 im Vorjahr) vereinnahmt und 112,475 Rbl. verausgabt (gegen 111,425 i. J. 1897). — Der Livländische Konsistorial-Bezirk brachte 32,533 Rbl. auf und empfing 18,539 Rbl. „Das Nordlivländische Bezirks-Komitée erkennt als seine Aufgabe, diejenigen Gemeinden seines Bezirks zu unterstützen, deren Leistungsfähigkeit durch den Abfall eines Theiles seiner Glieder bedeutend reduziert ist, und andererseits auf die Theilung allzu großer Gemeinden hinzuwirken.“ In diesen beiden Beziehungen wurden je 4 Kirchspiele subventionirt. Bemerkenswerth ist, daß das Kirchspiel Wenden von der Unterstützungskasse 2000 Rbl. zur Remonte seiner alten Johannis-Kirche erhielt, die seit 1284 in gottesdienstlichem Gebrauche steht. „Von den eingepfarrten 18 Gütern sind bereits eine ganze Anzahl in den Händen orthodoxer Besitzer und die Stadt (Wenden) . . . darf sich unter den neuen Verhältnissen an den Ausgaben für den lutherischen Kultus nicht mehr betheiligen.“ — Der Kurländische Konsistorial-Bezirk, zu dem auch die Gouvernements Kowno, Grodno, Wilna, Witebsk, Minsk und Mohilew gehören, beanspruchte 10,977 Rbl., d. h. 740 Rbl. mehr, als er selbst aufbrachte. Zwei Kirchspiele, Zohden seit 3 und Neugut seit 17 Jahren, haben keine Kollekten eingesandt!! — Im Estländischen Konsistorial-Bezirk gingen 11,437 Rbl. ein und wurden 10,648 Rbl. verausgabt.

19. Okt. Die Libau-Hafenpothor Zufuhrbahn wird dem Verkehr übergeben. Sie ist 46 Werst lang und hat gegen 1,200,000 Rbl. gekostet.

„ „ Libau. Der jüngst verstorbene Kaufmann Ad. Reizhoff und seine Frau haben der Stadt Libau testamentarisch ein bedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken vermacht. Diese Stiftung soll zur Erziehung und Bildung von Kindern unbemittelter Libauser Bürger evang.-luth. Konfession dienen. Speziell werden bedacht die Kleinkinder-Bewahranstalt, das Knaben- und das Mädchenhospiz in Libau; ein Kapital von 10,000 Rbl. ist zur Erziehung von Blinden bestimmt, die aus Libau stammen u. a. m.

20. Okt. Auf dem Gute Groß-Kongota (Kreis Surjew-Dorpat) eröffnet der Besitzer N. von Zur-Mühlen eine Kur- und Kinder-Milch-Anstalt nach dem System des Prof. Dr. Bäck-

haus. Jedenfalls die erste derartige Anstalt in den Ostseeprovinzen.

20. Okt. Der Minister des Innern Goremykin wird dieses Amtes enthoben. D. S. Spjagin, seit 1895 Oberdirigirender der Bittschriften-Kanzlei Sr. Majestät, wird zum Verweser des Ministeriums des Innern und Baron Budberg zum zeitweiligen stellvertretenden Chef der erwähnten Kanzlei ernannt.

Spjagin war von 1888 bis 1891 Gouverneur von Kurland, wo er sich unvergeßlich gemacht hat. — Die „Rossija“ rühmt ihm nach, daß er „die russische Fahne hochhaltend niemals die altrussische Toleranz in politischer wie in religiöser Hinsicht vergessen“ habe. — Vollständig überrascht von dem unerwarteten Ministerwechsel ruft der Redakteur des „Grashdanin“, Fürst Meshcherski, aus: „Fortan wird in der Person des neuen Chefs der inneren Politik nur die lautere Wahrheit zwischen Rußland und dem Herrscher stehen.“ — Der „Nisjski Westn.“ aber meint, es könne nicht unbemerkt bleiben, daß in die Zeit Spjagins als Oberdirigirenden der Bittschriften-Kanzlei die Ablehnung vieler Gesuche aus dem baltischen Gebiet falle, welche die Einschränkung des Schulunterrichts in der Reichsprache bezweckt hätten. — Spjagin und Baron Budberg sind beide, wie die „St. Ptb. Ztg.“ konstatiert, Absolventen der deutschen St.-Annen-Kirchenschule in Petersburg.

- „ Die „Sakala“ schildert die Vortheile, die sie sich von dem projektirten neuen Volksschulgesetz verspricht, doch meint sie, die Bauergemeinden seien größtentheils auch beim besten Willen nicht im Stande, ihren Schulmeistern Gagen in der gewünschten Höhe von 250—300 Rbl. auszusuchen, da sie schon so wie so genug zu thun hätten, um nicht unter den Hammer zu gerathen: es müßten daher — so folgert die „Sakala“ — zur Sicherstellung der Volksschulen in materieller Hinsicht auch die Gutsbesitzer und nicht die Gemeinden allein gesetzlich gezwungen werden; die Vertheilung der Kosten würde keine Schwierigkeiten mehr machen, sobald erst der Grundgedanke durchgedrungen sei, daß nicht das Bauerland allein seine Schullasten zu tragen habe. — Dieser „Grundgedanke“ der „Sakala“ ist nur eine Verwechslung zwischen Mein und Dein und findet auch die unbedingte Zustimmung des „Nisjski Westn.“
- „ Riga. Repräsentanten fast aller lettischen Vereine und Zeitungen Rigas diskutieren in geschlossener Privatversammlung die Frage, ob zur Rigaschen Jubiläumsfeier im nächsten Jahr ein allgemeines lettisches Sängerfest veranstaltet werden soll. Nach lebhaften Debatten und gegen den Widerspruch der Vertreter des Lettischen Vereins, der bei seiner ablehnenden Haltung verharret, einigt man sich schließlich dahin, daß alle lettischen Chöre und Gesangvereine außerhalb Rigas

zirkulariter befragt werden sollen, ob sie sich betheiligen wollen und wie sie sich überhaupt zu der Frage stellen. Die Entscheidung wird somit dem Volke selbst überlassen. Der Gesangverein der St. Petersburger Vorstadt übernimmt einstweilen die Leitung dieser Angelegenheit.

Ueber den Verlauf der Berathung veröffentlichte die „Deenas Lapa“ einen, auch von der „Düna-Ztg.“ gleichzeitig reproduzirten, Bericht, dem zufolge Großwald, der Präses des Lettischen Vereins, Weinberg u. a. bei dieser Gelegenheit gehässige, gegen die Deutschen gerichtete Reden gehalten haben sollten. Dieser Bericht gab den Anlaß zu einer sehr erregten öffentlichen Polemik, in die sich auch die „Düna-Ztg.“ sehr gegen ihren Wunsch und Willen hineingezogen sieht. Großwald erklärte nämlich in der „Düna-Ztg.“ kategorisch, daß die ihm zugeschriebenen gehässigen Bemerkungen vom Korrespondenten der „Deenas Lapa“ erfunden und erlogen worden seien. Von anderer Seite wurden auch die dem Rechtsanwalt Weinberg in den Mund gelegten Aeußerungen als „erdichtet“ und jener ganze Bericht als „Fälschung der Wahrheit“ bezeichnet. — Ohne von diesen Erklärungen gebührende Notiz zu nehmen, behauptete der „Riisjki Westn.“, es habe sich auch bei dieser Gelegenheit herausgestellt, daß Freundschaft und Einigkeit zwischen Deutschen und Letten, wie sie z. B. von Weber, dem Redakteur der „Wals“, befürwortet werde, unmöglich und daher unmöglich seien; Feindschaft zwischen Deutschen und Letten resp. Esten hält das russ. Blatt somit für das normale Verhältniß.

21. Okt. Eine ministeriell bestätigte Verfügung des Kurators Lawrowski hatte bekanntlich angeordnet, daß in den baltischen Volksschulen schon während der beiden ersten Winter beim Unterricht in der Arithmetik und Geographie neben der Muttersprache, wenn irgend möglich, auch die russische benutzt werde. Unbestimmt blieb, wer im einzelnen Fall über Zweckmäßigkeit und Anwendung dieser Maßregel zu entscheiden habe, die lokale Schulkommission oder die Schulobrigkeit. Die von den Volksschulinspektoren in dieser Frage befolgte Praxis veranlaßte den furl. Landesbevollmächtigten zu einer diesbezüglichen Vorstellung beim Kurator. Nunmehr ist die Frage vom Minister zu Gunsten der Obrigkeit des Rig. Lehrbezirks entschieden worden.
22. Okt. In Riga ist kürzlich ein neues lettisches Theater von einer Aktiengesellschaft (im Hause des 2. Rig. Konsumvereins) eröffnet worden. Gespielt wird nur Sonntags.
- „ „ In der estnischen Presse wird wiederholt über den zunehmenden Mangel an Volksschullehrern geklagt. Viele

Lehrerstellen sind unbesezt, so besonders auch im Werroschen Kreise.

23. Okt. Riga. In Anbetracht der wenig erfreulichen materiellen Lage der Ackerbau treibenden Bevölkerungsklassen hatte der hiesige Lettische Verein es zunächst abgelehnt, die Veranstaltung eines allgemeinen lettischen Sängerfestes im Jahre 1901 in die Hand zu nehmen. Doch hat sich dieser Tage die Vorstandsversammlung des gen. Vereins mit der Betheiligung der in Riga ansässigen Letten am bevorstehenden Jubiläum der Stadt im Prinzip einverstanden erklärt und zwar in dem Sinne, daß was auch von Lettischer Seite zur Jubiläumsfeier unternommen werde, speziell für die Stadt Riga Bedeutung haben, also lokalen Charakter tragen solle. Der Rig. Lett. Verein sympathisirt, wie es scheint, besonders mit dem Vorschlag, in Anlaß des Jubiläums eine Gewerbeschule in Verbindung mit dem schon lange geplanten lettischen ethnographischen Museum in Riga zu begründen.

„ „ Reval. Die Generalversammlung des Revaler Börsenvereins beschließt, vom 1. November c. an regelmäßige Börsenversammlungen viermal wöchentlich abzuhalten. Reval besißt nunmehr seine eigene Börse, ein erfreulicher Beweis für den Aufschwung seines Handels.

24. Okt. Riga. Die im Sommer d. J. bestätigte Rigaische Abtheilung des Kaiserl.-Russischen Gartenbau-Vereins hält ihre erste Generalversammlung ab.

25. Okt. Der „Postimees“ maßt sich an, in gehässigem, unverschämtem Tone und unter tendenziöser Verdrehung des Thatbestandes die livl. Ritterschaft an ihre Pflichten erinnern zu wollen: wenn die Ritterschaft die Leitung der Landesfachen überhaupt noch in ihren Händen behalten wolle, so habe sie auch an der Verwaltung der Volksschule theilzunehmen; wünsche sie sich aber dieser Pflicht zu entziehen, so sei es Zeit, den jetzigen Landtag durch eine allständige Institution zu ersetzen. Der Schlußsatz des „Postimees“, daß er nicht beabsichtige, die Feindschaft gegen die Gutsbesitzer aufs Neue anzufachen, ist eitel Phrase. — Dem „Postimees“ eifrig sekundirend, bemerkt der „Riisik Westn.“ u. A., es sei nicht sehr schmeichelhaft für die Ritterschaft, als führender Stand über ihre Pflicht und Schuldigkeit von einem Organ der bäuerlichen Bevölkerung sich belehren lassen zu müssen. — Der „Postimees“ geht den Weg des „Olewik“ und bei seiner durchaus deutschenfeindlichen Richtung kann er — unter den

gegebenen Verhältnissen — schließlich doch nur auf den bekannten Standpunkt des „Dlewit“ gerathen.

26. Okt. In Riga stirbt der bekannte baltische Sportsman Paul Baron Wrede-Sitz, Vizepräsident des Revaler Rennvereins.
27. Okt. In Wiesbaden stirbt der dim. rig. Rathsherr Alex. v. Faltin (geb. 1819). Er war der Begründer der „Baltischen Monatschrift“, die 1859 ins Leben trat; bis 1865 hat er in Gemeinschaft mit Th. Bötticher, später mit G. Bertholz die Redaktion geleitet.
- „ „ Der Abschluß des Staatsbudgets für das Jahr 1898. Die ordentlichen Einnahmen waren mit 1364,45 Mill. Rbl., die ordentlichen Ausgaben mit 1350,08 Mill. Rbl. veranschlagt, wobei sich ein Ueberschuß der Einnahmen im Betrage von 14,37 Mill. Rbl. ergeben hätte. Zur Erklärung der abnormen Erscheinung, daß dem „Voranschlage nach nur 1364,45 Mill. Rbl. an Eingängen im Ordinarium erwartet wurden, in Wirklichkeit dagegen 1584,85 Mill. Rbl. einliefen, sei darauf hingewiesen, daß dieses gewaltige Plus nur durch den Mißbrauch des Finanzministers entsteht, die Eingänge beim Voranschlag möglichst niedrig anzugeben. „Daraus ergibt sich zum Abschluß des Finanzjahres ein überraschendes Plus, das den unbefangenen Leser über manches Tieferliegende hinwegtäuscht.“ — So überragen die ordentlichen Einnahmen (1584,85 Mill. Rbl.), die ordentlichen Ausgaben (1358,27 Mill. Rbl.) um 226,57 Mill. Rbl., die aber von den außerordentlichen Ausgaben (413,93 Mill. Rbl.) nicht nur verschlungen werden, sondern auch noch, trotz der außerordentlichen Eingänge von 93,59 Mill. Rbl., weitere 82,45 Mill. Rbl. aus dem sogenannten freien Baarbestande der Staatsrentei zur Deckung erfordern, welche letztere Summe nicht einmal ausreicht. Der ungeheure Verbrauch von 1772,21 Mill. Rbl. im ordentlichen und außerordentlichen Budget des Staatshaushalts konnte mit keinem Plus abgeschlossen werden, sondern ergab gewissermaßen ein Defizit von mehr als 82,45 Mill. Rbl., die zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben erforderlich waren. Jedoch ist hierbei zu bemerken, daß von den letzteren ein Theil nach Maßgabe seiner Verwendung wohl den Aktiva der Staatskasse zu gute geschrieben

werden kann. — Wenn auch die ordentlichen Einnahmen (1584,85 Mill. Rbl.) gegen die des Vorjahres (1416,38 Mill. Rbl.) ein Plus von 168,47 Mill. Rbl. aufweisen, so muß doch betont werden, daß dieser Mehrertrag keineswegs etwa auf die wachsende Steuerkraft des Volkes zurückgeführt werden darf. (Vgl. III, 177).

27. Okt. Libau. Als Hauptbetheiligte an den Arbeiterunruhen, die hier im Mai c. stattfanden, waren 6 Fabrikarbeiter und eine Arbeiterin in Haft genommen. Sie werden auf 2 Jahre aus Kurland verbannt und per Etappe ins Rownojsche Gouvernement befördert, wo ihnen ein Städtchen zum Aufenthalt angewiesen ist.

„ „ Jurjew. Der hiesige estnische landwirthschaftliche Verein verhandelte, dem „Postimees“ zufolge, auf seiner letzten Sitzung über die Gründung einer livl. Bauer-Agrarbank, die den Kleingrundbesitzern billigen Kredit zu gewähren hätte. Die Versammlung erklärte die Verwirklichung dieses Projektes einstimmig für äußerst wünschenswerth, beschloß aber, die „endgiltige Entscheidung dieser Frage“ dem nächsten Kongreß der estnischen landwirthschaftlichen Vereine zu überlassen.

28. Okt. Der Verein zur Bekämpfung der Lepra in Kurland besteht laut Jahresbericht pro 1898 aus 511 Mitgliedern und hat gegen das Vorjahr um 14 Mitglieder zugenommen. Präses ist der Kreismarschall Baron Chr. von der Osten-Sacken-Dondangen. Der Vermögensstand hat sich um c. 880 Rbl. gehoben und stellte sich zu Anfang des l. Jahres auf c. 13,600 Rbl., für die Tuckumer Filiale auf c. 245 Rbl. Die Zahl der im Leprosorium verpflegten Kranken betrug am 1. Januar a. c. — 23.

„ „ Die Livl. Akziseverwaltung veranstaltet, dem „Postimees“ zufolge, eine Krugsenquète, indem sie durch die Bauerkommissare von den Gemeindeverwaltungen Daten über den Zustand der Krüge einsammeln läßt. — Der „Postimees“ schärft bei dieser Gelegenheit den Gemeindeverwaltungen ein, nur ja „den aus den Krügen erwachsenen Schaden ohne Verheimlichung und wahrheitsgemäß darzustellen“.

29. Okt. Universität Jurjew. Die Gesamtzahl der Studenten — mit Ausschluß der Pharmazeuten und der freien Zuhörer

— beträgt gegenwärtig 1452 (gegen 1373 im Vorjahr). Aus dem Auslande stammen 6; aus den Ostseeprovinzen nur 399 (gegen 431 im Vorjahr), trotzdem die Abiturienten des Rigaschen Lehrbezirks in diesem Semester außer Jurjew keine andere russische Universität beziehen durften. Dagegen ist die Zahl der aus dem Reichsinnern stammenden Studenten von 936 auf 1047 gestiegen. Diese Gruppe besteht zum größten Theil aus Seminaristen, deren Zahl im vorigen Jahr schon auf 500 geschätzt werden konnte und jetzt c. 700 betragen dürfte, d. h. fast die Hälfte der ganzen Studentenschaft. — Griech.-orthodoxer Konfession sind 750 Studenten (gegen 583 im Vorjahr und c. 90 i. J. 1895). Gesunken ist die Zahl der evangelischen Studenten von 469 auf 424 und die der jüdischen von 204 auf 165. — Die auffallende Thatsache, daß die historisch-philologische und die physiko-mathematische Fakultät einen verhältnißmäßig sehr starken Zuwachs erhalten haben, erklärt sich aus dem Umstande, daß in den andern stärker besuchten Fakultäten keine „Bakanz“ mehr vorhanden waren; denn die Zahl der in die einzelnen Fakultäten neu aufzunehmenden Studenten ist durch eine Maximaltabelle normirt worden. — Die Studenten der Theologie haben in Jurjew seit 1890 numerisch beständig abgenommen: damals betrug ihre Zahl 284, jetzt nur 139 (gegen 165 im Vorjahr).

Dazu bemerkt der „Nisiski Westn.“: „Ist es nicht Zeit, die theologische Fakultät . . . einer gründlichen Reform zu unterziehen?“ In Rußland seien deutschsprechende Pastoren so gut wie überflüssig. „Eine Ausnahme bilden vielleicht einzelne städtische Gemeinden.“ Das Blatt giebt zu verstehen, daß es die theologische Fakultät in Jurjew für ein Germanisirungsinstitut hält, und schließt mit den Worten: „Nein, es ist Zeit, höchste Zeit, die russische Vortragsprache auch in der theologischen Fakultät einzuführen verbunden mit estnischen und lettischen Predigtübungen!“

Die Zahl der Pharmazeuten in Jurjew hat abgenommen, sie beläuft sich auf 281 (gegen 324 im Vorjahr). Aus den Ostseeprovinzen stammen 108, aus dem Reichsinnern 171, aus dem Auslande 2. Evangelisch sind 122, römisch-katholisch 54, griechisch-orthodox 16, mosaisch 88 (gegen 111 im Vorjahr), armenisch-gregorianisch 1.

30. Okt. Riga. Laut Rechenschaftsbericht des Stadtamts beliefen

sich im Jahr 1898 die städtischen Einnahmen auf fast 4,123,000 Rbl.; nach Abzug der Ausgaben verblieb ein Ueberschuß von c. 178,700 Rbl., der zum Reservekapital geschlagen wurde. Das Resultat wird als ein äußerst günstiges bezeichnet.

„ „ Jurjew. In Folge eines vom Rektor Budilowitsch eingereichten Gesuches wurden alle im vorigen Semester ausgeschlossenen Studenten — mit Ausnahme von 20 — in den nächsten Kursus aufgenommen und erhielten zugleich die Erlaubniß, sich für denselben nach dem 20. November c. examiniren zu lassen.

30. Okt. Riga. Dieser Tage fand eine Generalversammlung der russ. Aktiengesellschaft „Ulei“ statt: die Majorität beschloß, das stark verschuldete Vereinsgebäude dem Gläubiger des „Ulei“, der 3. Gesellschaft gegenseitigen Kredits, zu überlassen. Die Minorität protestirte und erklärte diese Generalversammlung und somit auch deren Beschluß für ungesetzlich; sie strebt durch Eingaben höheren Orts Revision und Aufhebung dieses Beschlusses an. Demnach ist die „Ulei“-Affaire noch nicht als beendet zu betrachten.

1. Nov. In Jurjew ist, dem „Rishski Westn.“ zufolge, die Organisation studentischer Vereine mit rein wissenschaftlichen Zwecken von der Universitäts-Obrigkeit in Angriff genommen worden: so soll für die Mediziner ein solcher Verein unter Betheiligung des bekannten Prof. Wassiljew begründet werden. Gemäß dem ministeriellen Zirkular darf die Zahl der Mitglieder nicht mehr als 50 betragen, der Präsident muß ein Professor sein u. s. w. Ueber den Werth und das zu erwartende Resultat dieser Bestrebungen kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum ein Zweifel bestehen. — Ein Korrespondent des „Rishski Westn.“ konstatirt, daß es den russischen Buchhandlungen in Jurjew (Dorpat) durchaus nicht glücken will: eine Handlung ging nach kümmerlichem Dasein schon im vorigen Jahre unter, die andere wurde dieser Tage geschlossen.

„ „ Die Statuten des in diesem Jahr in Riga gegründeten „Vereins zur Förderung der Liebe zu den Künsten durch Veranstaltung von Wander-Ausstellungen“ wurden vom

J. Jaksch & Co.,

gegründet 1841. * Riga * gegründet 1841.

Während des Umbaues Rathhausplatz 3.



Nürnbergener u. südfranzösische
Majoliken.

~~~~~  
Cinori-Fayencen.

~~~~~  
Venetianische Gläser.

~~~~~  
Japan- u. China-Vasen.

~~~~~  
Pariser und Wiener
Terracotten (Figuren u. Büsten).

~~~~~  
Böhmisches und Englischcs  
Luxusglas.

~~~~~  
✻ Phantasiemöbel. ✻

~~~~~  
Kunsttöpfereien  
vom Odenwald, aus Mähren etc.

—== Präparirte Palmen. ==—

Eigene Porzellanmalerei

zur Anfertigung u. Porzellanen mit Wappen, Monogrammen etc.

# Grand Prix

und **2 goldene Medaillen** auf der Pariser Weltausstellung 1900  
haben erhalten die

## Mähmaschinen

der Firma

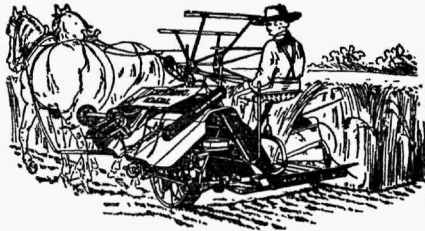


# Deering Harvester Comp.,

**Chicago.**

**Vertreter und Hauptlager**

von



## Mähmaschinen und Reservetheilen

in Riga:

# Techn. Bureau „Düna“,

**grosse Königsstrasse Nr. 2.**

Telephon № 1001.

Telephon № 1001.

In allen besseren Buchhandlungen und beim Herausgeber zu haben:

# Baltische Adressbücher.

## Städte und Güter zusammen.

|                |           |       |           |        |    |      |         |      |        |
|----------------|-----------|-------|-----------|--------|----|------|---------|------|--------|
| <b>Livland</b> | Rbl. 6,50 | unter | Nachnahme | franco | in | ganz | Rußland | 7    | Rubel. |
| <b>Kurland</b> | Rbl. 5,50 | "     | "         | "      | "  | "    | "       | 6    | "      |
| <b>Estland</b> | Rbl. 5,00 | "     | "         | "      | "  | "    | "       | 5,50 | "      |

Alle drei Abtheilungen, elegant in Ganzleinen mit Goldprägung zusammen gebunden 17 Rubel, unter Nachnahme franco in ganz Rußland 17,85 Rubel.

Beim Bezuge des completen Werkes nehme ich 3 ältere Baltische Bände in Zahlung. Wegen der näheren Bedingungen beliebe man sich an den unterzeichneten Herausgeber zu wenden.

## Richters Kalender auf das Jahr 1899.

Mit vielen Tabellen, synchronischen Tafeln von 1250 bis 2050, einer ausführlichen Maaß- und Gewichtskunde, vielen Aufsätzen belehrenden Inhalts u. s. w.

## Richters Kalender auf das Jahr 1900.

Mit vielen Tabellen, Photogravüren, einer completen Sonnenuhr, einem Ewigen Mondkalender, Zinsezins- und zusammengesetzten Binstafeln, vielen Aufsätzen belehrenden Inhalts u. s. w.

## Richters Kalender auf das Jahr 1901.

Mit vielen Tabellen, ausführlichen Postregeln und Portotabellen, Abhandlungen „über den chinesischen Kalender“, „warum die Russische Kalenderreform nicht zu Stande kam“, „über den Anfang des Jahrhunderts“.

Jeder Jahrgang des Kalenders kostet 1 Rubel, unter Nachnahme franco in ganz Rußland 1 Rubel 35 Kopeken.

Das **Rigasche Adressbuch** erscheint alljährlich im Januar und kostet broschirt unter Nachnahme franco durch ganz Rußland 5 Rubel 50 Kopeken.

Der Herausgeber **Adolf Richter,**

Riga, gr. Neustraße 28, Ecke der Palaisstraße.

Briefadresse: Postkranz Nr. 200. Telephon Nr. 1200.

Telephon Nr. 629.

Fabrik und Lager

Telephon Nr. 629.

Thorensberg, Bauskesche Str. 14.

**Kamelhaar-Baumwoll-u. Hanf Treibriemen.**  
**Elevatorjurten, Fahrstuhljurten, Transportbänder, Transmissions-Seile.**

**Erste Rigaer Pressstuch-Fabrik**  
**Telephon Nr. 629.**

**C. LUDWIG SCHWEINFURTH**  
 Riga-Thorensberg. **Schweinfurth-Thorensberg.**

**Rohe und imprägnirte Spritzen-Schläuche, Press- u. Filtertuche**  
 feiner Art für Dampf- u. chemische Fabriken.

**Wasserdichte Presente**  
 verschiedenster Imprägnirung u. Größe

**Preislisten u. Muster gratis u. franko.**



Thorensberg, Bauskesche Str. 14.

Telephon Nr. 629.

Fabrik und Lager

Telephon Nr. 629.

Schwed. Granitsteine.

Asphalt-Lack.

Limmer-Asphalt.

Carbolin-Öel.

Asphalt-Dachpappe.

Engl. Dachschiefer,  
Steinkohlentheer,  
Sibirisches verzinktes  
Eisenblech.

**Riisk & Co.**

G. Dittmar Nachfolger,  
Comptoir: Gröse Sandstrasse Nr. 14, Riga.

Cresot-Theer.

Massiv. Eichenparquet.  
Schwed. Illuminations-Kamine  
in 42 verschiednenen  
Größen.

Cresot-Öel.

Högaräs-Thonröhren.

# Christian Seelig,

gr. Sünderstrasse 1, Riga, gr. Jacobstrasse 16,

empfiehlt:

|                                                          |                                 |
|----------------------------------------------------------|---------------------------------|
| <i>Gummi- und Linoleum-<br/>Teppiche,</i>                | <i>Reise-Plaid-Hüllen,</i>      |
| <i>Linoleum-Läufer,</i>                                  | <i>Reise-Kammtaschen.</i>       |
| <i>Cocos-Fuss-Matten.</i>                                | —                               |
| <i>Zimmer-Douchen in neuester,<br/>praktischer Form,</i> | <i>Gummi-Schlittendecken,</i>   |
| <i>Gummi-Bade-Wannen zu<br/>kalten Abreibungen,</i>      | <i>Gummi-Pferdedecken,</i>      |
| <i>Kranken-Fahrstühle,</i>                               | <i>Gummi-Hufbuffer,</i>         |
| <i>Luftkissen,</i>                                       | <i>Pferde-Kniekappen,</i>       |
| <i>Zimmer-Closets,</i>                                   | <i>Pferde-Streichringe,</i>     |
|                                                          | <i>Gummi-Trensen,</i>           |
|                                                          | <i>Hufunterlagen aus Gummi.</i> |

## Complettes Lager

in sämtlichen technischen Asbest-Fabrikaten,

sowie in

pharmaceutischen Utensilien und  
Laboratoriums-Einrichtungen.

## Dépôt

der Russian American India Rubber Company  
zu St. Petersburg.



**Schaaff, Wolzonn & C<sup>o.</sup>,**

Bankgeschäft,

Riga, Kaufstrasse № 1, parterre.

---

**An- u. Verkauf**

von

**Werthpapieren**

und

**Coupons.**

---

**Versicherung gegen Amortisation**

der

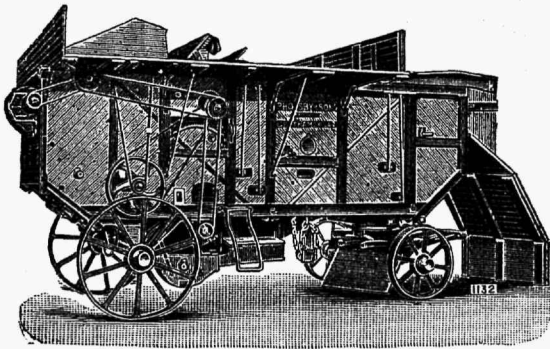
**I. u. II. Prämien-Anleihe,**

sowie der

**Adels - Agrar - Prämien-  
Pfandbriefe.**

# HORNSBY.

Grantham England.



## Dreschmaschinen und Locomobilen Hornsby-Strohbinder.

2 goldene Medaillen

auf der Pariser Weltausstellung 1900, ausserdem 1051 Medaillen und  
andere Auszeichnungen auf diversen Ausstellungen.

---

Erster Preis auf der Ausstellung in Reval 1900.

---

**Lager und Hauptvertretung**  
in **Riga:**

**Techn. Bureau „Düna“,**

**gr. Königsstrasse Nr. 2.**

Telephon № 1001.

Telephon № 1001.

# Rich. Strauss,

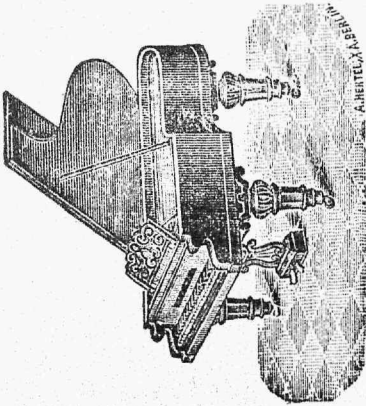
↑↑ RIGA, ↓↓

Pianoforte-Fabrik,

gegr. 1894.

Kalnezeemsche Str. № 46,

im eigenen Hause.



Verkauf  
en gros u. en détail.

Fabrikation

von

Flügeln, Pianinos, Clavier-  
sesseln, Notenschränken.

Anfertigung

nach gewünschten Mustern  
in allen Holz- und Stylarten,  
in sorgfältigster Ausführung  
und binnen kürzester Liefer-  
frist.

Ausführung  
sämtlicher Reparaturen  
bei billigster Berechnung.

Alleinvertrieb  
der

Notenschränke

D. R. G. M. № 33332.

Niederlagen

in allen bedeutenderen  
Städten des Reiches.

№ 901, 54, 3  
51

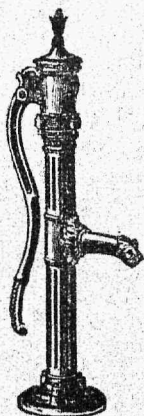
# Langensiepen & Co.,

## Riga,

grosse Königstr. № 32.

Telegramm - Adresse:

„Langensiepen — Riga.“



Telephone



№ 544.



# Armaturen

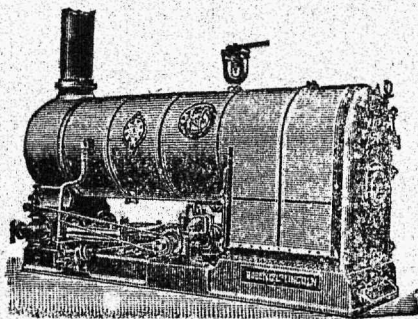
für Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Pumpen. \* Feuerspritzen. \* Treibriemen.

Fairbanks - Waagen.

„Adler“-Fahrräder. \* „Adler“-Schreibmaschinen.

Petroleum-Motore „Hercules.“



Locomobilen-  
und Dreschmaschinen.

Geldschränke.

Wasserleitungsanlagen.

Central-Heizungen,

Ventilationen

etc.